11/87

Konkret

MAGAZIN FÜR POLITIK UND KULTUR

HEFT 11 NOVEMBER 1987 6,- DM C 4143 E

Mittelamerika:
Aufstand der Zwerge

Kubricks Vietnamfilm:
Bugs Bunny in Hue

DER WALLRAFF FALL

in konkret November 1987

Von Konkret

Buch des Monats: Radieschen-Glück im Negerland von Christel Dormagen

über Ernest J Gaines Roman: »Eine Zusammenkunft alter Männer«

An Konkret

Wir sind auf Sendung von Hermann L. Gremliza

How we screwed revolution* von Hermann L. Gremliza

Der Fall Wallraff: Dokumente und Material / Zusammengestellt und kommentiert von Hermann L. GremlizaSolidarische Kritik und KriegsgewinnDie Verleihung des Karl Kraus-Preises 1987 fand, wie angekündigt, am 2. Oktober um 19 Uhr im Sonnin-Saal des Hauses der Patriotischen Gesellschaft in Hamburg statt. Im Mittelpunkt der Veranstaltung stand eine Lesung aus »Mein Vorurteil gegen Piscator« von Karl Kraus, die mit den Worten eingeleitet wurde: »Bevor Sie die nebensächliche Information erhalten, die als einzige von diesem Abend an die Umwelt dringen wird, komme ich zur Hauptsache: zum Werk von Karl Kraus.« Außerdem wurde vorgetragen: »Aus meiner 'Feder'«, »Praktische Theorie des Bestsellers« und - in Form einer Begrüßung - eine Polemik zum Thema »Solidarische Kritik und Kriegsgewinn«. Wenigstens mit dieser sollen die Leser, die an der Veranstaltung nicht teilnehmen konnten und deshalb die Informationen über Gremlizas »Motive« der Bürgerpresse entnehmen mußten, bekanntgemacht werden:

Die Spatzen von Manila von Roman Guevara; Frank Braßel

Seit 18 Jahren führt die Nationale Volksarmee (NPA) den bewaffneten Kampf gegen philippinische Regierungen. Erst gegen Marcos, nun gegen Aquino. Seit Beendigung des Waffenstillstands im Frühjahr, gibt es nun vermehrt auch Guerillaeinheiten in den Metropolen, die »Sparrow units«. Für KONKRET sprach Frank Braßel mit »Roman Guevara«, einem Stadtguerilla über die Ziele und die Erfolge dieser Spatzen

Ein Herr von Blüt und Böden von Florian Caveyrac

Jedes Land hat mindestens einen Springer. Sie heißen nur unterschiedlich. Springer, Murdoch oder auch Hersant. Er beherrscht Frankreichs Presselandschaft wie kein anderer. Auch seine eigene Geschichte ist beispiellos.

Aufstand der Zwerge von Georg Hodel

Reagans Krieg im Hinterhof der USA hat die zentralamerikanischen Staaten auf das wirtschaftliche Niveau der 60er Jahre gedrückt. Das ist auch den Eliten zuwenig. Anfang November soll jetzt der Frieden ausbrechen. Dafür gibt es einen Plan. Wer wird ihn warum einhalten oder auch nicht?

Die Katastrophe als Herausforderung von Peter Haber; Patrik Tschudi

Vor einem Jahr, am 1. November, wurde der Rhein gekillt. Ein Brand beim Chemiegiganten Sandoz war die Ursache. Ein Jahr später soll alles wieder so sein wie vorher. Ruhig vor allem. Und Sandoz experimentiert mit katastrophenresistenten Tierarten.

Magazin

Preisrede Karl Kraus-Preis 1987 von Hermann L. Gremliza

Platzanweiserin von Dietrich Kuhlbrodt

Bücher von Walter Klier

Bugs Bunny in Hue, Vietnam von Dietrich Kuhlbrodt

»Full Metal Jacket«, Stanley Kubricks Vietnamfilm, ist kein Film bloß über den Vietnamkrieg. Jedenfalls bleibt er nicht dabei stehen, sondern verfolgt das Thema Vietnam weiter bis in die heil geglaubten Welten der US-Rock-&-Pop-Kultur

Unser Lautester demissioniert von Eckhard Henscheid

Marcel Reich-Ranicki - auf diesen Fels baute Gott seine Literaturabteilung. Und fortan hatte in allen Auslegungsfragen keiner das Sagen außer ihm. Niemals hätte die Welt erfahren von der Macht der Kritik ohne sein FAZ-Amt. Denn mit diesem vermochte er Dichter in Dummbeutel zu verwandeln und Dummbeutel in Dichter. Nun tritt er ab, der Papst. Zum Ausklang der Epoche R.R. eine hymnische Nachrede von Eckhard Henscheid

Dannecker zum dritten von Günter Amendt

Günter Amendt über Martin Danneckers Homosexuellen-Befragung sowie über Erfahrungen der Aids-Hilfe Schweiz in ihrer »Partnersthaft« mit der staatlichen Gesundheitsbehörde

Der Kampfkommandant von Otto Köhler

1977 untersagte der Hamburger Schulsenator Günter Apel allen Lehrern der Hansestadt, »dunkle Punkte« im Leben des Hanns Martin Schleyer auszuleuchten. Jetzt ist ein Buch wiedererschienen, das in seiner erweiterten Neuauflage die bisher bekannten Punkte zu einem Bild von Verbrechen und Mord zusammenfügen kann.

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Wenn Worte nicht ausreichen - Was will das Video und wer sind seine Eltern? von Blutende Schwertlilie

Das Video ist nur aus dem gegenseitigen Sichaufessen, Ausscheiden, Koprophagieren und anderen Angewohnheiten der Popkultur im Umgang mit anderen Kulturen zu verstehen. Hierbei wird »Pop« sowohl im emphatischen Sinne (als Philosophie) als auch als Kürzel für Populärkultur (also im kunstsoziologischen Sinne) benutzt. Schauen wir dem Organismus dieser Kultur ein wenig bei der Peristaltik zu!

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 11/87, S. 4

Von Konkret

Dieses KONKRET-Heft ist aus der Façon geraten – nie zuvor hat ein einzelnes Thema so breiten Raum eingenommen. Das war nicht geplant, im Gegenteil: Auf den Seiten, die jetzt der Fall Wallraff füllt, waren andere Beiträge schon umbrochen, auch die Rede zur Verleihung des Karl Kraus-Preises sollte, ihres literatur- und literaturbetriebskritischen Charakters wegen, nur in LITERATUR KONKRET 87 auszugsweise und als Sonderdruck in einer Auflage von 500 Exemplaren vollständig publiziert werden – mehr Interessenten für den Streit um Worte gibt es, wie die Preisrede '86 auf Raddatz gezeigt hat, in dieser Gegend nicht.

Auch als der Name des Preisträgers bekannt geworden war und einen öffentlichen Meinungsstreit ausgelöst hatte (Wolfram Schütte in der »Frankfurter Rundschau«: »Nun hat sie doch noch ihr Thema, die 39. Frankfurter Buchmesse. Das hat mit seinem zweiten Karl Kraus-Preis dessen Stifter und Laudator...getan«), schlug Gremliza eine Woche lang alle Einladungen zu Fernsehshows, alle Gesprächs- und Interviewbitten von Zeitungen, Zeitschriften und Rundfunkanstalten aus. Anrufern wie dem vom »Spiegel« und denen vom WDR wurde mitgeteilt, daß alles, was zu sagen sei, in der Preisrede nachgelesen werden könne.

Aber die Hoffnung, auf diese Weise den Kulturbetrieb zur Beschäftigung mit einer literarischen Arbeit zwingen und den Preisträger zur Überprüfung seiner Rolle animieren zu können, erwies sich als allzu naiv. Denn noch einmal zeigten der Topstar und seine Mediengemeinde, was sie können: In zahllosen Stellungnahmen, Interviews, Storys, Glossen und Kommentaren bemühten sie sich, den Preisredner, seine Motive, seine Arbeit, zu verleumden, ihn als lügenden, neidischen, frustrierten, hassenden, geschäftstüchtigen bzw. geschäftsuntüchtigen, übergeschnappten »kleinen Karl Kraus« (Wie schön war' das!) darzustellen. Nun wäre die miese Meinung, die der Betrieb nicht erst seit gestern hegt, keiner Rede wert, wenn sie ein Minimum an Respekt vor einfachsten Tatsachen bewiese. Anders gesagt: Einen fiesen Möp läßt der KONKRET-Herausgeber sich gerne nennen, einen Fälscher aber nicht. Und wo ihnen das eine nicht gelingt, ohne das andere zu tun, gibt's was auf die Gosch'.

Um den Lesern von KONKRET die Chance zu geben, sich ein Urtil über den Fall zu bilden, enthält dieses Heft:

- Die vollständige Rede zur Verleihung des Karl Kraus-Preises 1987 (Seite 41ff);
- Überlegungen zu »Solidarische Kritik und Kriegsgewinn«, die anläßlich der Preisverleihung vorgetragen wurden (Seite 12ff);
- Berichte des »Spiegel«, des »Stern«, der »Frankfurter Rundschau« (alle leicht gekürzt) und der »Tageszeitung« über die Preisverleihung (Seite 14ff);
- Richtigstellung der gröbsten Falschmeldungen und Bezeichnung der größten Dummheiten (Seite l9ff).

Das könnte es dann gewesen sein – bis auf eine Kleinigkeit: Der Verleger Reinhold Neven Du Mont hat im »Spiegel« angekündigt, er und sein Autor dächten über »juristische Schritte« nach. Da bis zum Redaktionsschluß keine solchen bekanntgeworden sind, haben wir dem Verleger Wallraffs das Nachdenken abgenommen und Herrn Neven Du Mont zur Unterlassung seiner Behauptung aufgefordert, er sei der Verfasser des unter seinem Namen erschienenen Nachworts zu dem Buch »Der Aufmacher«. Sollte Neven die Unterlassungserklärung nicht freiwillig abgeben, wird der KONKRET-Anwalt ohne Verzug für eine gerichtliche Klärung sorgen. Denn es geht nicht an, daß der Verleger, der an Wallraff viele Millionen verdient hat, seinen Autor allgemeinem Gelächter preisgibt, indem er nur noch dessen Jugendlyrik als schriftstellerische Originalarbeit reklamiert, dafür aber umso beharrlicher und frecher seine eigene (Nicht-)Autorenschaft behauptet. Das hat Günter Wallraff nun wirklich nicht verdient.

Konkret 11/87, S. 6

Christel Dormagen

Buch des Monats: Radieschen-Glück im Negerland

über Ernest J Gaines Roman: »Eine Zusammenkunft alter Männer«

Hassan G. hat einen Brief von seiner Mutter aus dem Iran bekommen: Sein Bruder ist hingerichtet worden. Er selbst wartet in einem Ausländerheim in Berlin-West auf die Bearbeitung seines Asylantrags. Da taucht Polizei im Heim auf. Hassan G. soll abgeschoben werden. Er wehrt sich gegen die Festnahme, versucht zu fliehen, denn sein Schicksal im Iran steht fest. Plötzlich ist einer der beiden verfolgenden Beamten tot. Kriminalpolizei wird herangezogen; für sie ist der Fall klar: Hassan G. ist der Mörder. Doch da treten zwanzig Männer aus der Ausländerunterkunft vor, und jeder sagt: Ich war es!

Eine schöne Geschichte?

Warum haben die Juden sich eigentlich nie gewehrt? Sie hätten sich doch bloß zusammentun müssen! Eine befreiende, eine schöne Phantasie – die vom gemeinsamen Aufstand der Unterdrückten.

Da kommt der Roman »Eine Zusammenkunft alter Männer« des schwarzen US-Schriftstellers Ernest J. Gaines gerade recht. Das Buch ist erzanständig, spannend, ideologisch korrekt, mit einem Wort: ein guter schwarzer Western, statt all der falschen roten.

Die Geschichte: Ein Weißer liegt tot auf dem Hof eines Schwarzen, erschossen von einem Schwarzen. Der Ort: eine öde Schwarzensiedlung in den »Bayous« von Louisiana, in der Nähe der Stadt Baton Rouge. Die Zeit der Handlung: Gegenwart, nicht Onkel Toms Hüttenvergangenheit. 1983 ist der Roman in den USA erschienen und spielt. das errät man aus Anspielungen. Ende der 70er. Mapes, der dicke weiße Sheriff, hat herauszufinden, wer es gewagt hat, Beau Boutan, den Sohn eines der großen Plantagenbesitzer der Gegend, umzubringen. Und da passiert das Unerhörte: Plötzlich findet er sich einer Rotte alter, zum Teil schon hinfälliger schwarzer Männer mit verrosteten Flinten gegenüber. Aus allen ist nachprüfbar ein Schuß mit derselben Patronensorte abgegeben worden. Und jeder der Greise sagt: Ich habe ihn umgebracht. Dabei liegt der Fall nicht nur für den Sheriff ziemlich klar. Der einzige, der überhaupt für den Mord infragekommt, ist der alte Mathu. Auf seinem Hof liegt der Tote, und er als einziger hätte den Mumm gehabt. Alle andern sind viel zu unterwürfig, ängstlich, geduckt, haben sich ihr Leben lang alle Mißhandlungen gefallen lassen und nur versucht, nicht aufzufallen. Der alte Mathu dagegen ist bekannt für seinen widerspenstigen Stolz. Außerdem hat er sich um die junge weiße Candy gekümmert, nachdem deren Eltern bei einem Unfall ums Leben kamen. Candy, die weiße Plantagenherrin, liebt ihre Schwarzen, sorgt für sie, hört auf den Ziehvater. Und sie ist dann auch die Nr. 2 in der Reihe der Mordanwärter. Der erste ist Mathu. Das bestreitet Candy vor dem Sheriff, da sie weiß, was einem Schwarzen widerfährt, wenn er einen Weißen tötet. Sie möchte ihn schützen und fordert alle Männer der Siedlung auf, mit präparierten Flinten zu Mathus Hof zu kommen. Und nun steht der Sheriff da und muß sich rund zwanzigmal sagen lassen: Ich war's. Auch von der weißen Frau, von der er weiß, daß sie weiß, daß er weiß: Sie war es gewiß nicht. Und dieses Szenario mitzuerleben ist wirklich hochbefriedigend. Im Laufe der Ereignisse wird beruhigend klar, daß der Tote wirklich ein Widerling war: »Beau Boutan lebte noch in der Vergangenheit, er dachte noch immer, daß er Leute schlagen könnte, wie es sein Vater vor dreißig, vierzig Jahren getan hatte«. Und dieser Vater ist es, vor dem alle eigentlich Angst haben. Der Sheriff versucht deshalb, Mathu ordentlich abzuführen, bevor Fix Boutan mit seinem Kumpels als Lynch-Mafia die Sache selber richtet.

Damit nicht genug, hat der Vater auch noch einen guten Sohn, den Football-Spieler Gil, der zusammen mit seinem schwarzen Freund Cal, als »pepper and salt«, in der Uni-Mannschaft unschlagbar ist und außerdem versucht, für eine bessere Zukunft zu arbeiten. »Jeden Tag meines Lebens tue ich alles, was ich kann, damit das aufhört. Soll das denn niemals aufhören?«. Und nun hat er Angst, daß sein Vater Selbstjustiz übt und er deshalb nicht Nationalspieler werden kann.

Auf der anderen Seite steht der gebrochene Vater, der die Welt nicht mehr versteht, in der eine weiße Familie nicht die eigene Ehre verteidigt, wenn »Nigger anfangen, weiße Männer am hellichten Tag abzuknallen«. Dazu seine Freunde, unverbesserliche Niggerhasser, Säufer und Schlägertypen, die darauf brennen, loszulegen: »Sie wollen Krieg, also sollen sie Krieg haben'«.

Alle Zutaten zu einem herzergreifenden Neger-Western sind also versammelt; es kommt sogar zu einem regelrechten Showdown und einem überraschenden, menschlich eindrucksvollen Schluß, der nicht verraten sei.

Erzählt wird schnell, lebhaft, unkompliziert und sehr filmisch. Die Ereignisse sind gleichberechtigt aufgeteilt zwischen den beteiligten Personen, ohne daß die Chronologie durcheinandergeriete oder die Leseungeduld strapaziert würde: Schnitt und Szene, Schnitt und Anschlußszene; die Kamera wandert gleichsam von Hand zu Hand. Der historische Hintergrund bleibt allerdings dünn. Die Geschichte der unübersetzten »Cajuns« muß ich mir woanders herbeilesen. Im 18. Jh. waren, während der Auseinandersetzungen von Engländern und Franzosen über den Neuen Kontinent, französische Siedler aus Kanada vertrieben worden, flüchteten südwärts und fanden in den Sümpfen Louisianas, den »Bayous«, eine neue Heimat. Sie

sprachen weiter französisch, tragen bis heute französische Namen und heißen bis heute »Cajuns«. Offenbar lebten diese weißen Cajuns auch friedlicher mit den Schwarzen zusammen als die Engländer. Schwarze konnten selber Land pachten und bearbeiten. Bis die Landmaschinen die alten Lebensverhältnisse zerstörten: Nur die Weißen konnten Traktoren und Erntemaschinen kaufen; die Schwarzen mußten, um überleben zu können, ihr gepachtetes Land an die Weißen verkaufen und sich bei ihnen verdingen. Deshalb gibt es zur Zeit des Romans nur noch Alte und Kinder in der Schwarzensiedlung. Die Jungen sind alle fortgegangen.

Es ist also alles übersollmäßig in Ordnung mit der Geschichte. Nur daß sie nicht gerade ein Frauenbuch ist. Und das liegt wohl in der Natur der Sache, wenn Männer am Ende ihres Lebens endlich Männer werden.

Und doch ist der Roman so betrügerisch einfältig wie die Radieschen-Comic. In den 70ern hing bei unsereins eine Kursbuchbeilage an der Küchen/Klo/Gemeinschaftszimmerwand: auf der zogen viele, viele kleine Chinesen ein riesiges Radieschen gemeinsam aus der Erde, das keiner allein bewältigt hätte. Und das war die Verbilderung der wunderschönen moral fiction im Konjunktiv: Wenn alle... Ach ja, wenn alle! Komischerweise müssen dafür aber immer kleine Chinesen, alte Neger und tote Juden herhalten. Denn selbstverständlich finden wir in unseren bundesrepublikanischen Nahverhältnissen: So wie Hassen G., der Asylsucher, kann man seine Schwierigkeiten doch nicht lösen. Wenn das jeder täte! Wir weisen auf die demokratischen Mittel und Rechte, die jedem offenstehen, und sagen: Das ist Mord durch eine terroristische Vereinigung.

Der Roman interessiert sich aber gar nicht für demokratische Verhältnisse. Die alten Männer klagen nicht ihr Recht als gleichberechtigte menschliche Individuen ein. Sie tricksen die Weißen vielmehr mit deren eigenen Mitteln aus: Sie, die immer als Rasse, als gesichtsloses Stückgut traktiert worden sind, treten nun als Masse auf mit einem kollektiven Ich war's. Und genau diese archaischen Verhältnisse sind so kostenlos und bilderbuchschön nachzuerleben. Der Inhalt des Romans stellt keine moralischen Schwierigkeiten: Gut ist gut und böse ist böse. Und die Dramaturgie der Ereignisse drückt sämtliche nur denkbaren Erschütterungs- und Genugtuungsknöpfchen: Weißhaarige Schwarze nehmen stellvertretend Schuld auf sich, beweisen einmal im Leben Zivilcourage, rächen sich für Jahrhundertschmerzen. Und ich darf dabeisein. Ohne handeln zu müssen. Lesend mit der Hand am Abzug. Denn das ist ja gerade das Schöne. Die handeln selber. Der als Wunsch getarnte Vorwurf: Help yourself! hat die Widerstandspflicht kurzerhand an die Opfer selber delegiert. Für das seelische Gleichgewicht von uns gesicherten Lebens-Kompromißlern ist dieser Tagtraum vom Aufstand der Ohnmächtigen notwendige Nahrung.

In dieser Zeitschrift stand einmal, im Zusammenhang mit Claude Lanzmanns »Shoa«-Film, das Wort von der »Bilderfalle«, in die jeder noch so redliche KZ-Aufarbeitungsfilm läuft. Es gibt, denke ich, auch Storyfallen. Dieses Buch ist so eine. Und sie kündet vom Radieschen-Glück im Negerland.

Ernest J. Gaines: Eine Zusammenkunft alter Männer. Roman. Pahl-Rugenstein Verlag, 245 Seiten, DM 28,

Konkret 11/87, S. 8

An Konkret

VERTRAUENSBRUCH

KARL-KRAUS-PREIS AN G. WALLRAFF

Was auch immer Gremliza dazu getrieben hat, seine angebliche Urheberschaft den »Aufmacher« betreffend nunmehr lauthals herauszuposaunen, damit hat er sich (und leider auch KONKRET) einen schlechten Dienst erwiesen. Denn auch wenn er tatsächlich mehr als bloße Redigierarbeit gemacht haben sollte, wäre eine solche Offenbarung – zehn Jahre nach Erscheinen des Buchs – vor allem ein widerlicher Vertrauensbruch. Nun begnügt sich Gremliza nicht damit, seinen im KONKRET-Impressum stehenden Autoren Günter Wallraff fertigzumachen. Nein, auch die Wallraff-Bücher müssen noch verrissen werden. Und das ist schon gehörig dumm: es gibt ja weiß Gott nicht viel linke Literatur, die lesbar ist und einem breiteren Publikum etwas (mehr ist eh nicht drin) an politischer Einsicht vermittelt. Diese als Ansammlung »plattgehauener dünnster Stereotypen« zu denunzieren, sollte man wirklich der Monopolpresse überlassen.

HANS-JOACHIM KAHLKE

HEIDELBERG

Bei genauerer Betrachtung ergeben sich einige Fragen:

1

- Wie kommts, daß Gremliza seine behauptete Urheberschaft am »Aufmacher« gerade jetzt entdeckt, obwohl es doch ein Gebot der Aufrichtigkeit gewesen wäre, diese bereits zu dem Zeitpunkt zu reklamieren, als G. Wallraff den blutrünstigen Nachstellungen von Springer und Konsorten ausgesetzt war. Kann es angehen, daß damals ein Blackout im Spiel war?

2

- Wie kommts, daß der Vorwurf der Karrieresucht ausgerechnet von der Warte eines gesicherten Redaktionssessels aus erhoben wird gegenüber jemandem, der eben keinen Landsitz in der Toscana hat und über keine gesicherte Pfründe verfügt? Worin sollte diese Karriere denn bestehen, etwa in der Vertreibung aus FDGO-Deutschland durch BND&Co?

3

- Was bedeutet Gremlizas Empfehlung, Wallraff möge lieber einen nützlichen Beruf ergreifen? Soll man sie so verstehen, daß Journalismus, der schlicht mit der Wahrheit argumentiert, und dafür natürlich keinen dreifachen Adornoschen Salto mortale benötigt, nach Gremlizas Ansicht nicht nützlich ist? Wer nützt denn da wem?

4

- Klassisch, sozusagen, aber deswegen unvermindert wahr: Auf welcher Seite stehst Du?

MARTIN MAY

GÖTTINGEN

ÜBERFLÜSSIG

KONKRET 10/87: AUSZUG AUS DIEDRICH DIEDERICHSENS ROMAN »HERR DIETRICHSEN«

Hat Diedrich Diederichsen wirklich einen Roman geschrieben? Seine Ergüsse – immer an der Grenze zur Faselei mit pathologischem Einschlag, so à la »Ich kann ja nichts dafür, was ich rede« – erinnern mich eher an ein pseudophilosophisches Konglomerat aus ziemlich beliebig zusammengewürfelten Erkenntnis-Cocktails. An diesen Cocktails darf man nippen, sie verraten Geschmack (einen verkorksten allerdings) und einen Zwang zur Originalität, die um ihrer selbst willen, nicht etwa um eines ihr zugrundeliegenden Sinnes willen strapaziert wird. Diederichsen sympathisiert wohl mit der neueren französischen philosophischen Schule, die es sich auch zur Etikette gemacht hat, aus allen jemals ernsthaft bearbeiteten Stoffen den gigantischsten Unsinn herauszudestillieren. So operiert der Zeitgeist halt: progressiv in den Poren, konservativ im Fleisch.

Ein bezeichnendes Strukturmerkmal Diederichsens ist es daher auch, daß es recht gleichgültig zu sein scheint, an welchen Stellen man sein Werk zu lesen beginnen soll. Um die Sache kurz zu machen: Diederichsen sollte sich die Erkenntnis, die er am Schluß des Auszugs zum Besten gibt, schleunigst zu Herzen nehmen (schließlich ist ein Theoretiker ohne Praxis praktisch nichts wert): »Es gibt nichts Größeres als Männer, die ihren Beruf und erst recht sich selbst in ihrem Beruf als überflüssig erkennen, potentiell überflüssig und nunmehr Tag für Tag daran arbeiten, ihre Überflüssigkeit zu verfeinern und

zu vollenden. Das ist das höchste Maß an Selbstbestimmung. Das, wovon Selbstmörder in ihren Irrtümern immer träumen.«

Muß man dem noch etwas hinzufügen?

FRANK WOLF

LANGSDORF-LICH

STINKNORMAL

KONKRET 9/87: »ÖKOLOGISCH SAUFEN«

Da ich fast jeden Abend *versumpfe* muß ich um folgende Richtigstellung bitten: Im Darmstädter *Sumpf* ist absolut nichts, was dem Anspruch *ökologisch* gerecht werden könnte. Die Kneipe ist meist total veräuchert, die Musik reichlich laut, die Sitzplätze schnell vergeben, die Safttrinker/innen eine winzige Minderheit – kurz es ist eine stinknormale Szenekneipe. Falls der Mensch, der die Anzeige aus dem »Robin Wood Magazin« ausgegraben hat, mal nach Darmstadt kommt, kann er/sie sich ja selber ein Bild machen. Für Freisaft oder Freibier (je nach Belieben) verbürge ich mich.

ERWIN KÖHLER

DARMSTADT

RICHTIGSTELLUNG

KONKRET 9/87: »DER FÜHRER SCHENKT DEN JUDEN EIN GHETTO«

Die Redaktion von KONKRET hat meinen Artikel über die Warschauer Ghettophotos leider massiv verändert, ohne Rücksprache mit mir zu halten. Gravierende Fehler wurden hineinpraktiziert in einen Text, der eigentlich den historischen Wert der Ghettophotos und den wissenschaftlichen ihrer Edition in Frage stellen sollte:

Deutsche Soldaten und Touristen pflegten nicht *gaffend durch das Warschauer Ghetto zu flanieren, um Schnappschüsse zu machen,* sondern nur auf dem frei zugänglichen jüdischen Friedhof. Im Ghetto selbst waren wohl einige mit der Kamera gewesen, doch beileibe nicht *die* Soldaten – sonst gäbe es sicher auch mehr Photos.

Bernfes hatte mehr als nur *die 400 Photos;* ironischerweise liegen in Koblenz nicht nur *ähnliche,* sondern um die 720 Negative eben dieses Photocorpus.

Ulrich Keller, für mich nur ein scheinbar kompetenter Kunsthistoriker, trotz ausführlichen Kommentars, wird dann der Redaktion zum *kompetenten,* der *zurückhaltend* kommentiert.

Die Gesundheitsuntersuchung der Zwangsarbeiter ist nicht *vorgetäuscht,* also gefälscht, sondern eine Vortäuschung, d. h. ein Blendwerk der übrigen Rekrutierungspraxis.

Eben die eindeutig denunziatorischen Photos ließen mich an der humanen Absicht der Elendsphotos zweifeln und nicht vor allem das Auslassen jüdischer Hilfsinstitutionen.

Ich meinte, das Rätsel des Lächelns auf all diesen Photos lasse sich durch das Koblenzer Material lösen. Hätte ich, wie die Redaktion, gemeint, daß nur *einiges* sich *klärt,* ich hätte den Artikel nicht veröffentlicht. Die Photos zeigen auch heute noch in den Gesichtern der Opfer die wahren Täter. *Den Terror der Täter* allerdings *überliefern* sie ganz bewußt nicht, auch wenn die Redaktion das meint. Eben dazu diente ja die ganze Inszenierung.

Den Artikel mit drei Photos von *»Kollaborateuren« zu* eröffnen, halte ich für fast das Schlimmste. Ohne weiteren Kommentar wird der Leser diese Photos wörtlich nehmen, zumal der Untertitel noch unterstellt, diese jüdischen Polizisten seien eindeutige Kollaborateure und nicht vielleicht Zwangsstatisten der Deutschen. Daneben wirkt es dann nur noch grotesk, wenn die Redaktion sich ans selbständige Ausdeuten der anderen Photos macht: aus dem Dienst-PKW der Photographen wird ein ganzer *Laster,* aus den Werkstätten der Jüdischen Gemeinde sogar ein Arbeitslager, – nur daß es die im Warschauer Ghetto 1941 nicht gab. Dieselben Frauen im nächsten Bild zur Abwechslung in ein *Nählager zu* versetzen, grenzt schon ans Phantastische. Daß die Photos eigentlich die Inszenierung und Fälschung hätten belegen sollen, – da Leser dürfte es kaum gemerkt haben. Daß im Inhaltsverzeichnis zwei Photos verwechselt wurden und so ein angsterfüllter Jude zum deutschen PK-Mitglied erklärt wird, wirkt so nur noch wie ein überflüssiger Scherz.

KLAUS HASSE

MÜNCHEN

BLACKOUT?

KONKRET 9/87: INGIRD STROBL ÜBER DAS GR0NE MÜTTERMANIFEST (»BLACKOUT GRÜNER MÜTTER«)

Was heißt für Ingrid Strobl »Feminismus«? »Das Müttermanifest versucht, den Feminismus zu liquidieren.« Kann ein Manifest 'liquidieren' und was heißt hier 'liquidieren'? Wer oder was macht eine Frau zu einer »ehemaligen Feministin«? Wer sind »Frauenbewegungs-Frauen«, »Manifest-Mütter und -Tanten«? Können Frauen »auf den fahrenden Zug aufspringen«, in dem sie »schon seit längerem saßen«? Leben wir in einer »Gesellschaft, in der den Frauen immer noch suggeriert wird,... eine Frau mit Kind sei unnatürlich und unglücklich«???

Wer trifft sich denn nun in den Mütterzentren, »die 'alternativen' und 'Intellektuellen' Kreise,... die paar relativ privilegierte(n) Mittelschichtsfrauen,... die es vorziehen, sich in den goldenen Käfig zurückzuziehen«, oder »die Mehrheit der Frauen« mit dem »Nasenring der entlaufenen Sklavin«? Ja, wohin entlaufen sie denn? In die Büros und Fabriken als Reich der Freiheit?

Wo steht denn im Müttermanifest, daß »erst Kinder, Küche, Herd die Frau zum vollwertigen Menschen machen«?

Meint KONKRET etwa, daß sich Themen wie der Tschernobyl-Jahrestag und das Müttermanifest bequemerweise dadurch erledigen lassen, daß Ingrid Strobl »gegen« sie »anschreibt«? Haben sie immer noch nichts begriffen? Eine Zeitschrift, die existentiell wichtige Ereignisse, Probleme und Lebenszusammenhänge ignoriert oder so schlampig inkompetent behandelt wie KONKRET, wird meinem Anspruch an eine linke Zeitschrift nicht gerecht. Ingrid Strobl droht in dem zitierten Artikel an, »den Verrat nicht nur (zu) verachten, sondern auch (weiter zu) bekämpfen«. Ich biete ihr und KONKRET die »Kapitulation« unter Bedingungen an, die mich nicht nur nichts kosten, sondern mir Geld sparen und dabei meinen Interessen optimal entgegenkommen: ich kündige.

IRIS BLEYER-REX

BREMEN

Konkret 11/87, S. 10

Hermann L. Gremliza

Wir sind auf Sendung

An jenem Mittag wissen alle, daß Uwe Barschel sich erschossen hat- am Nachmittag kommen Kugel und Schußwunde abhanden; am Abend kann keiner sagen, ob Mord, Selbstmord, Unfall oder Infarkt zum Tod geführt hat. Alle wissen nichts, und alle reden von allem. Kein Angestellter des Betriebs, der den Tod, dessen Ursache er nicht kennt, nicht zu deuten versteht; der nicht tief erschüttert (bewegt, geschockt, betroffen) ist; der nicht empfiehlt, »aus dem schrecklichen Ereignis Lehren zu ziehen«; der die Familie des Toten nicht seines tiefempfundenen Mitgefühls versichert.

Björn Engholm tritt erkennbar mitfühlend und erschüttert, nämlich in gedecktem Tuch, mit gemessenem Schritt und einer Miene, die auf der Max Reinhardt-Schule zum consilium abeundi führt, vor die Kamera und spricht als erster aus, was am andern Morgen in den Leitartikeln erwogen wird: daß aus dem Tod in Genf Lehren für den »Umgang« zu ziehen seien, den das politische und journalistische Personal miteinander pflege. Die Pietät der Stunde und die gleichgestimmte Dummheit der Beteiligten verbieten die Frage, was für eine Lehre das denn sein könne – gesetzt den in dieser Stunde nicht auszuschließenden Fall eines Unfalls; ob sich der Umgang des Personals etwa durch eine europäische Verordnung bessern ließe, wonach in Badezimmern nur noch rutschfeste Kacheln mit TÜV-Plakette zu verlegen seien. Und was wäre die Lehre aus einem Mord oder einem Infarkt? Ein Umgang mit Leibwächtern oder Knoblauchkapseln?

Aber diesen Trauerrandgruppen sind die »Lehren« so wurscht wie die Familie, die sie mit ihren Beileidsbekundungen belästigen. Der Tod ist ein Meister aus Gütersloh, Anlaß für Auftritte und Aufmacher, schäumender Höhepunkt jener Seifenoper, die Meinungsfreiheit heißt: Der Ministerpräsident ist tot? Das ist interessant. Man weiß nicht, warum? Das ist noch interessanter. Was interessant ist, bekommt Platz und Sendezeit, was noch interessanter ist, mehr davon. Wo Platz und &it ist, muß hingeschrieben und hineingesprochen werden. Man weiß nichts? Umso besser kann man meinen. Ein Drittel der Zeilen und der Sendezeit füllt die Meinung, daß dies nicht die Stunde für Spekulationen sei. Die restlichen zwei Drittel lassen sich mit Spekulationen füllen. Das geht wie geschmiert. Ist es auch.

Die Leser und die Hörer verlangen es? Sie erwarten, daß die Viertelstunde zwischen Persil flüssig und Donnerlippchen spannend verläuft, daß zwischen Anzeige und Seitenrand Lesestoff vorkommt? Gewiß das sind Bedürfnisse. Und wie kämen wir dazu, den Leuten ihre Bedürfnisse vorzuschreiben? Wer so fragt, lebt davon, die richtigen Bedürfnisse zu ignorieren und die falschen zu erzeugen. Drei Millionen Bundesbürger suchen einen Arbeitsplatz und drei Millionen suchen im »Stern« das Foto vom toten Barschel in der Badewanne. Dreißig Millionen wollen saubere Flüsse und keine Atomraketen. Keiner weiß, was ein Videorecorder ist, und zehn Jahre später wollen alle einen haben. Auch das Kapital kann richtige von falschen Bedürfnissen unterscheiden: solche, deren Befriedigung den Profit erhöht, von solchen, deren Befriedigung ihn mindert.

Je weniger das System willens oder fähig ist, die Bedürfnisse nach einer materiellen Verbesserung, nach Veränderung, nach neuen Perspektiven zu befriedigen, umso eifriger müssen Neuigkeiten ausgeschrieben werden. Und je weniger Aussicht auf tatsächliche Änderung ihrer Lage den Massen bleibt, umso gieriger greifen sie nach dem angebotenen Surrogat. Da steht die Schlange vorm Sozialamt und diskutiert die Selbstmord-These. Gestern ging's bloß um Uli Stein.

Was Information wäre – die Mitteilung von Tatsachen und die Analyse von Verhältnissen, welche den Informierten zum Denken zwingen und zum Handeln bringen – , das gilt als Agitation. Richtige Information ist Unterhaltung, Amusement, show biz, der Tod des Uwe Barschel eine Folge der Serie »Hotel«: eine Leiche im Bad, fünfundvierzig Minuten Spannung, Auflösung nächste Woche. Die Zwischenzeit vertreibt »Bild« mit der Frage »Wer war's?«

Wer bin ich, daß ich mich von den Schweinderln gerade in diesem Fall so erschüttert (bewegt, geschockt, betroffen) zeige? Mir scheint, es wäre leichter zu ertragen, wenn die Hersteller der Ware sich mit der Rolle des öffentlichen Bedürfnismannes zufriedengäben. Aber nein, sie haben's durchaus mit höheren Werten, ja mit höchsten. Sie sind nicht bloß auf Sendung, sie geben auch vor, eine zu haben. In einem »Editorial« erklärt einer der drei Chefredakteure des »Stern«, warum ein Reporter der Illustrierten, die der Informant Pfeiffer nicht bedient hatte, in ein Hotelzimmer einbrach den Toten fotografierte und die Hinterlassenschaft durchwühlte, mit dem Ehrenwort: »Die Wahrheit geht vor.« Schon Egon Erwin Kisch, »das große Vorbild aller« – ja, was? aller Kommunisten, denn er war einer? Nicht doch: – »aller Reporter« habe festgestellt: »Nichts ist erregender als die Wahrheit«. Nichts, aber schon gar nichts habe er von jenen Schreibern gehalten, die »sich die Hände nicht schmutzig machen möchten, wenn es um harte Tatsachen geht«. In Kischs Nachfolge werde »nicht einfach nachgebetet, was prominente und mächtige Zeitgenossen in die Stenoblöcke oder auf Tonband diktieren. Da machen sich die Journalisten, auch und gerade die des 'Stern', selbst auf die Suche nach der – häufig sorgfältig verborgenen – Wahrheit«. Auch bei der »Veröffentlichung der Fotos von der Leiche in der Badewanne« sei es nur darum gegangen, »restlos aufzuklären«.

Schon am Montag statt am Donnerstag wurde der »Stern« an die Kioske gebracht, weil die »Wahrheit«, die »Aufklärung« leicht verderbliche Ware sind. Um Beachtung des Verfallsdatums wird gebeten. Nach Ablauf von drei Tagen ungenießbar.

Die Wahrheit ist häufig sorgfältig verborgen – aber nicht auf Nachttischen in schweizer Hotelzimmern. Nicht einmal Kisch, der manch dummes Zeug erzählt und dafür gelehrige Schüler gefunden hat, hätte sich dort »die Hände schmutzig« gemacht. Im (sehr raren) besten Fall gibt die Enthüllerei den Blick auf eine Tatsache frei, die als weiteres Beweisstück für längst Gedachtes und Erkanntes willkommen ist. In den Händen des Enthüllers bleibt sie immer nur Unterhaltung und Geschäft.

Wie dieses selbst bei einer so altfränkischen Zeitung wie der »Frankfurter Rundschau« betrieben wird, beschreibt deren Chefredakteur auf rührende Weise: »Viele Leser, auch dieser Zeitung, beklagen sich in diesen Tagen, im Zusammenhang mit dem Tod in Genf seien viele falsche Schlagzeilen veröffentlicht worden. Dies ist richtig und wir bedauern es. Nur: Wenn Zeitungen einmal gedruckt und auf dem Weg sind, können keine Korrekturen mehr gemacht werden.« Was soll man machen, wenn man nichts weiß und doch die Pflicht ruft? Auf die Idee kämen sie nie: das Maul zu halten.

Da war mal einer, der im British Museum verstaubte Schriften wälzte und eine Zeitschrift herausgab, in der er über die von ihm entdeckte Wahrheit aufklären wollte. Das Blatt fand nur 57 Abonnenten, von denen vierzig die Gebühren schuldig blieben. Das Fotografieren von Leichen in Badewannen, das seine Auflage hätte heben können, war noch nicht erfunden. Aus der Aufklärung über die Wahrheit ist dann bekanntlich auch nichts geworden.

Konkret 11/87, S. 12

Hermann L. Gremliza

How we screwed revolution*

Der Fall Wallraff: Dokumente und Material / Zusammengestellt und kommentiert von Hermann L. Gremliza
Solidarische Kritik und Kriegsgewinn
Die Verleihung des Karl Kraus-Preises 1987 fand, wie angekündigt, am 2. Oktober um 19 Uhr im Sonnin-Saal des Hauses der Patriotischen Gesellschaft in Hamburg statt. Im Mittelpunkt der Veranstaltung stand eine Lesung aus »Mein Vorurteil gegen Piscator« von Karl Kraus, die mit den Worten eingeleitet wurde: »Bevor Sie die nebensächliche Information erhalten, die als einzige von diesem Abend an die Umwelt dringen wird, komme ich zur Hauptsache: zum Werk von Karl Kraus.« Außerdem wurde vorgetragen: »Aus meiner 'Feder'«, »Praktische Theorie des Bestsellers« und - in Form einer Begrüßung - eine Polemik zum Thema »Solidarische Kritik und Kriegsgewinn«. Wenigstens mit dieser sollen die Leser, die an der Veranstaltung nicht teilnehmen konnten und deshalb die Informationen über Gremlizas »Motive« der Bürgerpresse entnehmen mußten, bekanntgemacht werden:

Dorle und Wolf – der Autor dieses Romantitels hätte es wohl sein können. Drei, die hier sitzen, haben auf ihn getippt. Und ich gestehe, daß es in den letzten Tagen Momente gab, in denen ich gewünscht habe, ich hätte diese leichtere Wahl getroffen, diesen Ausweg aus meinem Dilemma genommen. Dorle und Wolf, Rotkäppchen und der Biermann, Regression und Konjunktur. Eben: Dorle und Wolf. Aber daraus wird nichts.

Meine Damen und Herren!

Ich freue mich, daß Sie heute Abend hierher gekommen sind. So sind Sie doch wenigstens nicht dorthin gegangen – in die Hamburger Kunsthalle, wo in diesem Augenblick Genosse Barmitschew, Generalkonsul der UdSSR, sein Glas erhebt auf die feierliche Eröffnung der Ausstellung »Schrecken und Hoffnung – Künstler sehen Frieden und Krieg«, veranstaltet von der Deutschen Bank AG, der AEG Aktiengesellschaft, der Mannesmann AG, der Zanders Feinpapiere AG und dem Ministerium für Kultur der UdSSR, Moskau. Sie, die Sie hierher gekommen sind, müssen sich nicht vom Direktor Hofmann eine Einführung in das Geheimnis geben lassen, warum Hinterbliebene über den einzigen neuzeitlichen Kriegsgrund, die Aktiengesellschaft, nicht nur hinwegsehen, sondern mit dessen Repräsentanten auf den Gräbern tanzen. Denn so *anonyme ist* das Treiben dieser *societés* ja doch nicht geblieben, daß der Teil der Menschheit, der es wissen will, nicht wüßte, daß Kurspflege stets bei Grabpflege endet.

Vis-à-vis dieser feierlichen *Eröffnung,* die im doppelten Sinn des Wortes mir verhaßt ist, bekenne ich mich unumwunden zu dem einzig wahren Satz, den ich im vergangenen Jahrzehnt aus Washington gehört habe: Es gibt wichtigeres als den Frieden. Ob das atomare Inferno, in dem alles untergeht, ausbricht, ist immerhin ungewiß. Gewiß ist, daß an solchen Versuchen, es abzuwenden, alles zuschanden wird. Wenn Aufklärung, Denken und Moral – wenn sie erst abgeschafft werden müssen, um die Katastrophe zu verhindern, wird es keine mehr sein, wenn sie dennoch eintritt.

Em Kriag wäret mr froh gwä – mit dieser Floskel entschuldigte sich in der Nachkriegszeit die schwäbische Hausfrau, wenn sie Ungenießbares auf den Tisch gestellt hatte. Sie kocht heute ihre sauren Kutteln als Tripes an Champagnerschaum. Aber im politischen wie im geistigen Leben hat ihr Kriegsgewinnlertum überwintert, werden vergangene Not oder befürchtetes Unheil für die Tage der Fettleber effektuiert, werden die Ausnahmegesetze des Krieges gefeiert, um den grausamen Maßstäben zu entkommen, die in Friedenszeiten zu gelten hätten. Gerade auch jene Abteilung, die sich »die Linke« nennt, hat von den vielen Gelegenheiten, aus der Vergangenheit das Falsche zu lernen, eine mit besonderer Inbrunst ergriffen und der richtigen Erkenntnis, daß der Vorabend des Sturms auf das Winterpalais sich als Zeitpunkt für kritische Debatten so wenig eignet wie die Nacht vor jenem Morgen, an dem nicht der Milchmann klingelt, das Rezept abgewonnen, als Lenin im Waggon oder als Ossietzky in Esterwegen alle Kritik abzuweisen. *Ein* böses Wort zur falschen Zeit – und die Revolution ist verraten oder die Gestapo kommt.

Erlaubt ist allenfalls: solidarische Kritik – ein Begriff, der ja wirklich nach was klingt. Wonach? Nach ein bißchen Aufklärung, nach Verdammte dieser Erde und Letztes Gefecht. Aber der Ort des Postulats der solidarischen Kritik ist nicht die Barrikade oder der Untergrund, sondern die Bundeskonferenz der Initiativen und das Feuilleton. Es verbreitet Pulverdampf über einem weiten Feld, auf dem seit Jahren keine Schlacht geschlagen wurde. Und so stellt sich, wie oft in solchen Fällen, bei bloß oberflächlicher Betrachtung schon heraus, daß die solidarische Kritik nichts anderes ist als die links-linkische Wendung jener aufbauenden Kritik, welche den deutschen Kritiker vom welschen, jüdischen, dialektischen, radikalen, nämlich zersetzenden Kritiker unterscheiden sollte. Aufbauende, also solidarische Kritik bedeutet immer: Vorsicht, Feind hört mit! Und: Rücksicht auf Beziehungen und Interessen. Solidarische Kritik hat wie die aufbauende immer nur ein Ergebnis: den Schmus. Weil jedes Wort, das der Vorsicht oder der Rücksicht geopfert wird, den Satz, in dem es fehlt, und den Gedanken, dem es zugehört, verbiegt. Man denke sich eine vielstufige Rechenaufgabe, bei deren erstem Schritt 2 und 2 zu 4,5 addiert wurden, und die nun, trotz exaktem Multiplizieren, Dividieren und Potenzieren sich immer weiter von der richtigen Lösung entfernt. Und geraden Wegs auf »Künstler sähen Frieden mit der Deutschen Bank«, auf Dorle und Wolf, auf Waltraud und Joschka zu. Dahin sind linke Politik und Literatur seit 1968 verkommen. »Wir haben sie

so geliebt, die Revolution«, heißt ein dazugehöriger Buchtitel, der seine Wahrheit erst in einer englischen Lizenzausgabe entfalten wird: »How we screwed revolution.«

Weil wir also gerade nichts besseres vorhaben und uns nichts schlimmeres droht; oder weil der jüdische Witz sagt: »Ich bin Jude und ich stolz darauf. Wäre ich nicht stolz darauf, wäre ich doch Jude. Also bin ich lieber gleich stolz«; oder weil es bei Adorno und Horkheimer heißt: «Wenn die Rede heute an einen sich wenden kann, so sind es weder die sogenannten Massen, noch der Einzelne, der ohnmächtig ist, sondern eher ein eingebildeter Zeuge, dem wir es hinterlassen, damit es doch nicht ganz mit uns untergeht« (was eben nicht Resignation bedeutet, wie die Betriebstrottel glauben, sondern die äußerste Form der Resistenz, die das Denken leisten kann) – darum sei das Postulat der solidarischen Kritik mit jenem Wörtchen abgewiesen, das Karl Kraus für gravierende Fälle von Anmaßung parat hatte: kusch! Die materiellen Folgen, die vorsichts- und rücksichtslose Kritik heute für den Kritisierten schlimmstenfalls haben kann: daß sie die Beförderung in die nächst höhere BAT-Besoldungsgruppe verzögert oder die Honorareinnahmen schmälert, nehme ich in kauf. Und eben weil es nicht der Stolz jedes German, where ever he may live, ist, zu sagen: Ich bin ein Zersetzer, sag ichs gern.

* to screw, eigentlich "schrauben", bedeutet auch soviel wie "vögeln" oder "auf den Hund bringen"

Konkret 11/87, S. 14

Dokumentation

aus Spiegel Nr. 42 vom 12 10 87

Wallraff: "Ich verlange einen Tintentest"

Der Bestsellerkrösus Günter Wallraff Ist erneut unter schweren Beschuß geraten "Konkret"-Chef Hermann L Gremliza hat dem Aktionsmärtyrer seinen nach Karl Kraus benannten Hohn- Preis verliehen. Begründung: Wallraff habe keinen seiner Bücher selber geschrieben Der "Stern" fand: "Nun darf nachgetreten werden"

...Tatsächlich trauten die Zuhörer ihren Ohren nicht, als nun ausgerechnet "Konkret"-Herausgeber Hermann L. Gremliza zum Generalangriff auf den umstrittensten Bestsellerautor der Republik blies. Den äußeren Rahmen für die rhetorische Züchtigung des langjährigen Genossen und Konkret-Autors Wallraff hatte Gremliza effektvoll gewählt: In Hamburgs ehrwürdigem Haus der "Patriotischen Gesellschaft" verlieh er Wallraff den von ihm selbst gestifteten und mit 30 000 Mark dotierten "Karl-Kraus-Preis" 1987.

Dieser Preis ist nach dem ätzenden Wiener Satiriker und Schöpfer der "Fackel" benannt, der als Ein-Mann-Gewissen Österreichs mit der Wiener Journaille abrechnete und dessen böse Brillanz Gremliza seit nunmehr 20 Jahren zu imitieren versucht. Zum erstenmal wurde der Preis im vergangenen Jahr an den demissionierten Feuilletonchef der "Zeit", Fritz "Joethe" Raddatz, vergeben, den der Satiriker Robert Gernhardt einen "beidfüßig schreibenden Herrn" nannte.

Wer diese diabolische Ehrung akzeptiert, muß sich, nach einem Wort des listigen Altmeisters Kraus, verpflichten, fortan keine Zeile mehr zu schreiben und einen "nützlichen Beruf" zu ergreifen. Getrieben von der Befürchtung, bei der Demontage des Denkmals Günter Wallraff zu spät zu kommen, gab Gremliza nun öffentlich bekannt, was im Kreise Eingeweihter bisher nur hinter vorgehaltener Hand gemunkelt worden war:

Das Buch "Der Aufmacher" (650 000 verkaufte Exemplare), die Rollenreportage über Wallraffs Erlebnisse bei "Bild", sei "von der ersten Zeile des Vorworts bis zur letzten des Nachworts, das unter dem Pseudonym (des Wallraff-Verlegers) Reinhold Neven Du Mont erschien", an seinem, Gremlizas, "Schreibtisch entstanden". Ebenso habe er ganze Passagen von weiteren Wallraff-Büchern verfaßt. "Die anderen Teile und die anderen Bücher Aufsätze, Rezensionen und Reden haben andere geschrieben." Der Auflage, nichts mehr zu schreiben, sei der Preisträger somit längst zuvorgekommen. Er könne "nur noch dazu verpflichtet werden, künftig auch das Schreibenlassen zu lassen".

Lediglich die Fähigkeit, "die verschiedenartigsten Autoren, deren Hilfe er sich versicherte, auf jenen einheitlichen Ton zu stimmen, der den echten Wallraff verbürgt", billigte der Preis-Richter seinem Kandidaten zu und höhnte, nunmehr in voller Talfahrt, Wallraffs Name stehe für ein Werk, "dessen literarischer Wert Müll und dessen politischer eine Pleite bedeutet. An dem nichts wahr ist, keine Erkenntnis, kein Gedanke, kein Wort".

Was Wallraff und die mit ihm sympathisierende Kritik als rast- und selbstlose Aufklärungsarbeit eines Arbeiterschriftstellers" anpriesen, so setzte Gremliza seine literarische Grabpredigt fort, entpuppe sich bei genauerem Hinsehen als Bestiarium wohlmeinender Platitüden. "Maßlos überraschend" beweise Wallraff immer mal wieder, "daß es die da oben besser haben als die dort unten".

Die Denkungsart des Schriftstellers strotze vor ideologischen Stereotypen, seine Sprache biedere sich an die "da unten" an. "Eine Literatur, eine Sprache, die auf den Strich geht, um die Heruntergebrachten anzumachen, bringt sie nicht hinauf und

sich hinunter. Besser, der Arbeiter hat kein Buch im Haus als zehn Konsaliks, fünf Simmels und einen Wallraff, denn auch die gute Meinung hat mit da schlechten gemein, daß aus beiden kein Gedanke entsteht."

Sodann machte der Gremliza den Wallraff politisch zur Minna: Auch die dessen Bestsellern nachgesagte politische Wirkung sei eine pure Legende: Nach dem Verkauf von einer Million Enthüllungsbüchern über die "Bild"-Zeitung liege deren Auflage "genau eine Million höher" als zuvor. Die Legende jedoch verbreitet Gremliza: Von "Bild" sind im Verglich zu 1977 nur 53 000 Zeitungen mehr am Kiosk.

Gremlizas schrille Philippika gegen den einstigen Gefährten löste beim Publikum Ratlosigkeit aus. Mit jedem Satz nämlich, der den Ruf des Günter Wallraff ein für allemal zerstören sollte, prügelte der "Konkret"-Chef auf das eigene Ansehen ein. Denn er war selbst viel Jahre lang einer der emsigsten Fabrikanten des Mythos vom schreibenden Einzelgänger Wallraff – und der Mitautor von Büchern, die unter dem Markenzeichen Wallraff berühmt wurden, kurzum: Komplize in einem beispiellosen literarischen Schelmenstück.

Kein Zweifel: Bei der erstaunlichen Karriere des Werkes, an dem Gremliza nun kein gutes Haar mehr lassen will, an dem buchstäblich "kein Wort wahr" sein soll, hat Hermann L. Gremliza Pate gestanden. Die "Tageszeitung" kommentierte Gremlizas Salto mortale in Sachen Wallraff darum mit der kaum anfechtbaren Feststellung, der "Konkret"-Herausgeber habe sich damit "um die Anwartschaft auf seinen eigenen Preis verdient gemacht".

Schon die Vorgeschichte des intellektuellen Kamikaze-Unternehmens ist freilich äußerst dubios. Der flinke Ghostwriter Gremliza hat vorgetragen, auch wenn er jetzt zugleich mit sich selbst abrechnen müsse, breche er "aus dem Netzwerk ökonomischer Solidarität und politischer Konjunktur" aus.

Da hat der Kraus-Epigone ein wenig kraus formuliert. Der sonst so unerbittliche Kritiker des falschen Adjektivs meinte wohl "ökonomische Konjunktur" und "politische Solidarität". Der Leuchtreklame Wallraff hat sich Gremlizas Zeitschrift nämlich, solange sie die Auflage forderte, liebend gern und intensiv bedient.

Seit 1968 waren zahlreiche Beiträge in der Hamburger Postille zu lesen, als deren Autor Günter Wallraff genannt wurde. Als Türke Ali zierte der Enthüllungsdarsteller das Titelbild des Blattes. Eines der "Bild"-Bücher ist im "Konkret Literatur Verlag" erschienen, der an Wallraff fabelhaft verdient hat.

Nun, da Wallraffs Kritiker immer deutlicher und die Zweifel an seiner Schreib-Kraft immer vernehmlicher geworden sind, lassen sich mit dem arg ramponierten Aushängeschild keine großen Geschäfte mehr machen. Jetzt wird auch die jahrzehntelang gepflegte politische Solidarität offenbar zum Ballast.

Für den Zeitpunkt von Gremlizas Theaterdonner gibt es obendrein einen handfesten Grund, den der laute Feingeist nicht einmal verheimlicht: "Die letzte der Enthüllungen" wolle er selbst vornehmen, "bevor der Auftrag, sie zu schreiben, an eine Konkurrenz vergeben wird, die es doch nur verpfuscht"...

So verklemmt die Motivlage der Schmäher offenkundig ist: Es spricht vieles für die Annahme, daß Gremlizas satirisch verkleidete Eröffnungen über den -Nicht-Schriftsteller Wallraff der Wahrheit näherkommen als Wallraffs gewundene Erklärungen, fremde Mitarbeit an seinen Werken habe es zwar immer wieder, aber niemals in Formen gegeben, die ihn als Schriftsteller diskreditierten.

Inzwischen hat Wallraff gegenüber dem SPIEGEL eingeräumt, daß Gremliza den "Aufmacher" nicht nur "redigiert", sondern tatsächlich, anhand von Tonbandprotokollen des Aktionsmärtyrers, über weite Strecken auch verfaßt habe. Dies sei freilich ein "Sonderfall" gewesen, erklärte er in einem Interview des dritten Südwestfunkprogamms am vergangenen Donnerstag. "Mir durften schon mal andere helfen, das ist sogar eine ehrenvolle Aufgabe."

Wallraffs Liebe zur Schriftstellerei war immer schon unglücklich. Nur fiel die aparte Liaison wenig auf, weil die unter dem Namen Wallraff verbreiteten Texte von Freund und Feind bisher eher nach politischen als nach literarisch-stilistischen Maßstäben bewertet worden waren...

Der Fernseh- und Buchautor Stefan Aust ("Der Baader Meinhof Komplex"), der Wallraff schon aus gemeinsamer "Konkret"-Zeit in den wilden sechziger Jahren kennt, hatte "damals den Eindruck, daß Wallraff seine Texte selber schrieb". Später freilich sei der unausgewiesene Fremdanteil an Wallraff-Werken immer offenkundiger geworden. Bei "Konkret" hätten sich alle "seit Jahren gewundert, daß das so lange im dunkeln blieb". Nur wer Wallraffs Tonbandprotokolle zum "Aufmacher" einmal gehört habe, könne ermessen, "wieviel Arbeit es für Gremliza gewesen sein muß, ein Buch daraus zu machen".

Bei einem anderen "Bild"-Buch soll vor allem der Journalist Jürgen Saupe den Part übernommen haben, den Gremliza beim ersten gespielt hatte. Saupe, der sich zur Zeit in Italien aufhält und von der "Karl Kraus-Rede" am Telephon erfuhr, will "die umlaufenden Gerüchte nicht bestätigen und nicht dementieren".

Die Loyalität zu dem von chronischen Schreibhemmungen geplagten Schriftsteller ist bei vielen seiner ehemaligen Freunde und Kollegen immer noch vorhanden. Auch Saupe läßt aber durchblicken, daß Gremlizas Enthüllungen nicht gerade aus

der Luft gegriffen sind:

In letzter Zeit braucht Wallraff gelegentlich Schreibhilfe." Aber vielleicht schon früher habe er "nicht alles selber in die Maschine gehackt".

Daß auch der Bestseller "Ganz unten" in sehr viel stärkerem Maß, als Wallraff bisher zuzugeben bereit war, die Frucht einer Kollektivarbeit war, steht fest. Gerade die Pannen, die beim Zusammenfügen der Einzelteile, der Erfahrungsprotokolle und Recherchen unterliefen, sprechen eine deutliche Sprache.

Als eine Passage des Kassenrenners von Wallraff als Ergebnis eigener Recherchen präsentiert wurde, die als wörtliches Zitat aus dem Werk des Journalisten Michael Holzach, "Deutschland umsonst", zu identifizieren war, versicherte Wallraff treuherzig, er habe dieses Buch gar nicht gelesen. Er wird die Wahrheit berichtet haben; einer der ungenannten Ghostwriter hat die Schmuggelware eingebaut. Denn Wallraffs Negerstab war von Bestseller zu Bestseller gewachsen: Da mußte der Schriftsteller einfach die Übersicht verlieren.

Der Komplizen-Mörder Hermann L. Gremliza und sein Echo Kai Hermann aber schwächen ihre Enthüllungen durch kolossale Übertreibung. Aus der unbestreitbaren Tatsache, daß bei der Herstellung der Wallraffschen Bücher meist viele Koche zugegen waren, lesen sie das tückische Märchen heraus, Wallraff selber sei niemals einer dieser Köche gewesen. Gremliza schießt dabei ein närrisches Selbsttor: In einem Atemzuge nennt er den "Aufmacher" ein unsägliches Buch - und bekennt sich dann höchstpersönlich als dessen Autor...

Günter Wallraff kündigte dem SPIEGEI gegenüber nun die Gegenoffensive an: "ich verlange einen Tintentest. Was sage ich? Ein Tintentest ist zuwenig. Auch eine Analyse des Alters des Papiers, der Kugelschreiber- und Bleistiftspuren." Dies alles nämlich werde unwiderleglich zeigen, "daß ich der Autor meiner Bücher bin".

Nur ist der Test vermutlich überflüssig. Denn es gibt, auch ohne ihn, einen von Wallraffs Peinigern übersehenen Beweis, daß dieser eines seiner Bücher ganz sicher selbst geschrieben hat. Das ist die im Steidl-Verlag erschienene "Predigt von unten". Sie ist derart schlichten Sinnes und von so ungeübter Hand - sie kann aus keines anderen Mannes Feder stammen.

Aus der Feder Hermann L. Gremlizas aber liegt dem SPIEGEL ein Brief vor. Der kleine Karl Kraus hat ihn am 27. August 1985 an Wallraff geschickt, und in ihm ist zu lesen: "Lieber Günter, man sagt mir: der ‚neue Wallraff', den Dein Verleger überall (‚Konkret' natürlich ausgenommen) ankündigt, werde in ‚einer Wochenzeitung' oder ‚Wochenzeitschrift' vorabgedruckt ... In der Sprache des Kanzlers zu reden: Solidarität ist keine Einbahnstraße. Zieh Dich also warm an. Und kauf Neven (Du Mont) einen Muff."

Kasten

SPIEGEL: Nach den jüngsten Veröffentlichungen sieht es aber ganz so aus, als gäbe es gar keine schriftstellerische Existenz Günter Wallraffs.

NEVEN DU MONT: Ich weiß, daß Gremliza an Wallraffs Buch "Der Aufmacher" mitgearbeitet hat. Diese Mitarbeit wurde notwendig, da das Buch damals mit großer Eile auf den Markt gebracht werden mußte. Denn Wallraff war in der Rolle des Hans Esser bei "Bild" enttarnt worden, und wir hatten massive Reaktionen des Springer-Konzern zu gewärtigen. Bei der Fertigstellung des "Aufmachers" mußte es also schnell gehen, und da hat sich Gremliza als helfende Hand zur Verfügung gestellt. Und ich gebe zu, er hat dabei eine ungewöhnlich weitgehende, autorenähnliche Lektoratsarbeit geleistet.

SPIEGEL: Aber dieses autorenähnliche Lektorat blieb auf den "Aufmacher" beschränkt und hat keineswegs bei allen anderen Büchern stattgefunden?

NEVEN DU MONT: Gremliza hat Wallraff auch beim Nachfolgebuch, den 1979 erschienenen "Zeugen der Anklage" geholfen. Aber er hat sich keineswegs hingesetzt und dieses Buch geschrieben.

Konkret 11/87, S. 16

Dokumentation

aus. »taz« vom 8.10.87

Deutsche Linke im Beißkrampf

Gremliza: Ich war Karl Kraus / Wallraff: Ich bin der ich bin / Selbstverstümmelunq auf Gegenseitigkeit

Karl Kraus ist tot. Der Karl-Kraus-Preis lebt. Er wurde am vergangenen Freitag in der Patriotischen Gesellschaft zu Hamburg verliehen . Stifter und einziges Jury-Mitglied ist Hermann L.G., der Herausgeber einer Hamburger Monatsschrift, die unter dem Titel *konkret* erscheint.

Über einen Literaturpreis regt sich niemand auf. Der Karl-Kraus-Preis ist eine Ausnahme von dieser Regel. Der Gewürdigte wird mit 30.000 Mark beschenkt, unter der Bedingung, daß er keine Zeile mehr schreibt. sondern einen

nützlichen Beruf ergreift. Der diesjährige Preisträger ist kein Feuilleton-Flaneur wie der 1986 (erfolglos) stigmatisierte Fritz J.R., sondern Günter W., der postmoderne Robin Hood aller Erniedrigten, Gedemütigten und Beleidigten.

Günter W. äußert sich in der taz zu den Beschimpfungen G.s. Heiner Müller hat ihn gefragt:

taz: Mich hat zunächst immer mehr interessiert die Wirkung von dem, was Sie machen, als wie es zustandekommt. Ich meine also das Verhältnis zum Material und wie man damit umgeht, wie man das verwertet. Ich würd' einfach mal fragen, der Hauptvorwurf von Gremliza ist jetzt, daß Sie das nicht selber geschrieben haben.

Also die These, die jetzt da von einem ehemaligen Sensationsreporter im 'Stern' kommt, ist, ich hab' nie im Leben eine Zeile geschrieben. Selbst wenn das so wäre, aber es stimmt nicht, weil ich hab' an allem, was veröffentlicht wurde, selbst in Extremfällen den Hauptanteil – auf die Extremfälle komm' ich zu sprechen – aber bei den wichtigsten Büchern ist es meine Handschrift, ist es mein Erleben, was ich zum Teil erlitten, zum Teil erkämpft hab', zum Teil aber auch meine ureigene Gebrochenheit in dieser Gesellschaft, die ich immer wieder auslebe, das wird eigentlich für mich eine Form überhaupt des Überlebens . Ich wär sonst unter Umständen in der Irrenanstalt, wo ich zu Bundeswehrzeiten, als ich die Arbeit begann, unfreiwillig lange Zeit war, weil ich mich da querlegte und keine Waffen in die Hand nahm.

Da hat eigentlich das Spiel angefangen, ich bin dann in Fabriken gegangen, hab' über Jahre in Fabriken gearbeitet. Da hat mir leider damals keiner noch helfen können. Der erste, der aufmerksam wurde, war der Armin T. Wegener, der damals diesen Brief geschrieben hat. Dann war's der Kasunke, das erschien unter dem Titel "Wir brauchen dich". Da war eine viel zu geringe Lektoratsarbeit . Das Buch hat über Jahre eine Auflage von 2.000 überschritten. Die späteren Reportagen waren schon Aktionsreportagen, Rollenreportagen, wo ich vorübergehend in andere Existenzen schlüpfte und dann vor Ort etwas inszeniert habe.

Zum Beispiel ließ ich mich in eine geschlossene psychiatrische Klinik einweisen, als das noch ein Tabuthema war. Ich bin auch nur unter großen Schwierigkeiten rausgekommen. Ich hab' darüber Tagebuch geführt, ich hab' das alles aufgezeichnet. Ich hab den Napalm-Fabrikanten simuliert, um meine eigene Herkunft aus der katholischen Kirche kritisch zu überprüfen, und hab' damals dadurch in der katholischen Kirche ziemliche Probleme gehabt. Da arbeitete ich bereits mit Tonband, da waren es manchmal Fragen der Kürzungen, der Gestaltung. Es war eine Erlebnissituation, eine Aktionsliteratur. Die Arbeit bestand darin, diejenigen, die sich sonst tarnen und maskieren, so darzustellen, wie sie sich der Öffentlichkeit selbst nie präsentieren. Das war die einzige Kunst. Es gab kaum Aktionen, die nicht mit Prozessen beantwortet wurden, wo ich standhalten mußte, meinen Kopf hinhalten mußte. Es gab allerdings auch, und da hat Hermann Gremliza, den ich übrigens für unterbewertet halte.

Er ist extrem unterbewertet und diese Achtung, die ich inzwischen habe und die ich so gesucht habe und die mir manchmal auch mehr zur Last geworden ist, die macht den rasend. Und er hat mir in einer wesentlichen Arbeit, als 'Konkret' das einzige Forum war, da hat er mir sehr geholfen, als ich bei der 'Bild'-Zeitung in meiner Rolle als Reporter steckte, meine größte Schmutzrolle, die ich mir auch in der Form nicht mehr zumuten würde, wo ich mit zwei Gehirnwäschen mich total umkrempeln mußte. Als dann durch eine Indiskretion das Ganze platzte und die 'Bild'-Zeitung mit gewetzten Messern mit einer Serie über mich herfallen wollte, da war ich in enormem Zeitdruck. Das mußte vor dieser Kampagne raus, sonst hätten die mich zunichte gemacht, bevor es erschien. Da hab' ich sein Angebot gerne wahrgenommen, meine Erlebnisse auf Tonband zu sprechen, und das, was ich in einem Film auch schon in die Kamera gesprochen hatte.

So war das Buch auch. Es lebt aber auch davon, daß er allzulange Berichte in Kurzform gebracht hat, so bearbeitet hat, aber ich hab' sie dann nochmal umgearbeitet, und letztlich ist das übrig geblieben, was meine Erlebnisse und Erfahrungen ausmacht. Ich will jetzt nicht, es wäre sehr vermessen zu sagen, es gibt auch in der Literaturgeschichte Fälle, daß jemand was sagt und ein anderer es weiter fortführt. Es gibt Filme. wo das ganz normal ist. Hier war Buch und Film eine Einheit. Indem ich mich bei 'Bild' überhaupt so einbrachte und sie provoziere und sie zum Teil auch lächerlich machte. Daß dann die 'Bild'-Sache zum Erfolg wurde, das war nicht der Text, das war die Aktion. Die eigentliche Arbeit ging los, als das Buch dann da war, eine Lawine von Protesten, es gibt über 14 verschiedene Ausgaben, wo immer wieder Änderungen gemacht werden mußten. Da saß ich dann und mußte verbotene Stellen neu formulieren. Ich hab es gemacht, da half mir dann kein Gremliza mehr, und ich mußte auch vor Gericht alleine den Kopf hinhalten, und hatte einen voreingenommenen Richter. der alles im Springer-Sinne entschieden hat. Ich hab nach diesen Prozessen dann auch Aktionen gegen 'Bild' offensiv gestartet. Auch da half mir kein Gremliza. Ich habe die 'Kill'-Zeitung im 'Bild--Stil aufgemacht, zum Verwechseln ähnlich, 'ne ganze Reihe rausgegeben und in zigtausend Exemplaren vor Betriebstoren, Fußgängerzonen und so weiter gegen 'Bild' verbreitet. Auch da haben sie versucht zu prozessieren und sind nicht durchgekommen. Ich habe dann auch einen Rechtshilfefonds gegründet, der heute noch besteht, wo Hunderte Rufmordopfer von 'Bild', und in den meisten Fällen erfolgreich, zu Rechtshilfe kamen, zu Gegendarstellungen, Widerrufen, aber auch zu Schadensersatz bis zu über 100.000 Mark. Dieses vom Geld meiner Honorare auch. Diese Sachen haben sich rumgesprochen. Die Urteile sind dann härter ausgefallen . Und wenn Gremliza heute rumgeht und sagt, das ganze war ja Unsinn, und er bestreitet die Wirkung in der Literatur, weil er selbst so wirkungslos ist. weil er über allem thront, und dann vergißt er. daß zwar die Auflage, die wirtschaftliche Macht nicht runterzubringen ist, daß aber das Ansehen des Blattes dahin ist. Daß die Autorität des Blattes

gebrochen ist, und daß heute die eigenen Leser ihrer Droge mißtrauen. Eine Fernsehsendung hat jetzt 'ne Umfrage gemacht, da kam raus, daß überhaupt nur 30 Prozent der ‘Bild'-Leser also diesem Blatt glauben. Das hab ich durch diese Arbeit erreicht, und das hat sich herumgesprochen, eine neue Moral entsteht, wo vorher die reine Willkür und Macht vorherrschten, und keiner kann heute mehr so tun, als hätte er von allem nichts gewußt. Und aus den Betrieben berufen sich Arbeiter nicht mehr auf die 'Bild'-Zeitung.

***

Nach dem Gespräch mit Wallraff und der Lektüre von Gremlizas Karl Kraus-Preisrede gegen ihn wünschte ich, sowohl die Wallraffs als auch die Gremlizas kämen im Dutzend vor. Feuer und Wasser auf der einen Seite, Feuer und Wasser auf der andern und hinter ihnen gegen sie der gemeinsame Feind . Natürlich schlägt der Kapitalismus aus allem Kapital, dient der Widerstand auch als Medienfutter, ist der Unwert bloß moralischer Empörung unbestreitbar, kann ich Gremlizas Plädoyer für die Kunst (Literatur) als Mittel, die Wirklichkeit unmöglich zu machen, nur unterschreiben. "Daß einer sich der Sprache bedient, um zu sagen, daß ein Minister untauglich sei, macht ihn nicht zum Schriftsteller.« (Gremliza) Aber daß einem die Sprache zu schade ist, um einen untauglichen Minister untauglich zu nennen, macht den Schriftsteller nicht aus . Die Konsequenz aus Gremlizas Analyse kann nicht die Analphabetisierung der Arbeiter sein, nur damit sie nicht Konsalik lesen. Es gibt Lagen, in denen Wahrheit entsteht, wenn die Kamera wackelt, das beweist auch dieser traurige Stellvertreterkrieg .

Heiner Müller

Konkret 11/87, S. 17

Dokumentation

aus »stern« Nr. 42 vom 8.10.87

SCHRIFTSTELLER

Ein Wallraff kommt selten allein

STERN-Reporter Kai Hermann über die jüngste Enthüllung in Sachen Günter Wallraff: Seinen Bestseller über die »Bild«-Zeitung hat »Konkret«-Herausgeber Hermann G. Gremliza geschrieben, der obendrein behauptet, Wallraff habe kein einziges seiner Bücher selbst verfaßt

Nun ist es öffentlich: Das totale Schelmenstück von Deutschlands populärstem Verwandlungskünstler. Über Jahre hat er sich als der weltberühmte Schriftsteller Günter Wallraff ausgegeben. Ein Autor gleichen Namens existiert in Wahrheit nicht. Schon lange war das zweitmillionste Exemplar des internationalen Bestsellers »Ganz unten« in unserem Lande verkauft, da gab ein langjähriger Freund, Genosse und Wegbereiter des Künstlers eines der bestgehüteten Geheimnisse der Republik preis. Der Herausgeber der Zeitschrift »Konkret«, Hermann L. Gremliza, gestand vor geladenen Gästen aus der alt-linken Szene: Ich war Wallraff.

Gremliza bekannte, Autor von Wallraffs millionenfach verkauftem »Bild«-Buch »Der Aufmacher« zu sein, das »von der ersten Zeile des Vorworts bis zur letzten des Nachworts, das unter dem Pseudonym Reinhold Neven Du Mont erschien, an meinem Schreibtisch entstand«. Aber das war noch nicht alles an Enthüllung. Gremliza weiter: »Nicht anders verhält es sich mit dem größten Teil des zweiten >Bild<-Buchs und einem kleineren des dritten; die anderen Teile und die anderen Bücher, Aufsätze, Rezensionen und Reden haben andere geschrieben. Ich sage die Wahrheit, und Wallraff lügt nicht: Keins seiner Werke hat er geschrieben, und alle stammen von ihm. «

Gremliza sprach am vorigen Wochenende in Hamburg bei der Verleihung seines »Karl-Kraus-Preises«, der in diesem Jahr an Günter Wallraff fiel. Der mit 30 000 Mark dotierte Preis verpflichtet den Geehrten, nach Annahme des ausgelobten Geldes nie wieder zu schreiben, »sondern einen nützlichen Beruf zu ergreifen«. Eigens für den jüngsten Preisträger wurden die Bedingungen noch verschärft: Er dürfe auch nicht mehr schreiben lassen.

Gremliza, der einzige lebende literarische und poetische Polemiker deutscher Sprache, zerbröselte in seiner Preisrede das Denkmal, an dem er lange mitgebastelt hat. Denn es gehe nicht an, »den Karl-Kraus-Preis einzurichten und zugleich ein >Gesamtwerk< erst durch Mitmachen und dann durch Schweigen zu decken, dessen literarischer Wert Müll und dessen politischer eine Pleite bedeutet. An dem nichts wahr ist, keine Erkenntnis, kein Gedanke, kein Wort.«

Gremlizas Gemeinde, die auch Teil der unendlich viel größeren Wallraff-Gemeinde ist oder war, lauschte den zerstörerischen Pointen des Wortgewandten mit mühsamen Lachern und wehen Herzen.

Nun aber darf nachgetreten werden. letzt werden andere Kollegen den Kopf heben und bekanntmachen: »Ich war auch Wallraff.« Jetzt können wir, die immer schon alles wußten und unter dem Wissen litten, die Tinte nicht mehr halten. Ich will wenigstens unter den ersten sein, die lang schwelenden Neid bekennen.

Denn ich war dabei: Wenn jener Wallraff, der in Interviews so eindrucksvoll von der Qual des Schreibens berichten konnte, zu Werke ging. Ich sah ihm über die Schultern, als er rastlos durch die Redaktionsflure tigerte, während ein Kollege in einer Kammer auf der Schreibmaschine hämmerte.

Ich sah, wie das immer angespannte Gesicht sich verzerrte, als ginge der passionierte Marathonläufer die letzten zehn Kilometer an, während der gedrängte, schreibende Kollege ins Schwitzen kam. Ich hörte den erlösenden Satz, wenn Günter endlich das Manuskript, noch ungelesen, in der Hand hielt: »Geändert wird aber nichts ohne meine Zustimmung.« Das aber spricht gegen vorschnelle Verurteilung. Denn ich bin sicher, wenn einem aus dem engeren Kreis nicht bewußt war, daß Wallraffs Texte nicht von Wallraff stammten. dann war es Wallraff.

Es ist natürlich der Neid, der mir Berichte über solch unvergeßliche Erlebnisse diktiert. Nicht Neid auf das große Geld, das von Bestsellern kommt. Wer Günter Wallraff einmal ins Gesicht geschaut hat, der weiß für immer, daß Geld auch nicht beruhigt. Nein, es ist der verzehrende Neid gegenüber einem weltbekannten Kollegen, der nie vor einem weißen, bedrohlich leeren Blatt Papier gesessen hat. Der die Angst nicht kennt vor dem unbeschriebenen Papier- fast jeden Morgen, den der Herrgott werden läßt. Der um das Leid aller anderen Mühseligen und Beladenen weiß, aber nichts von den Qualen der eigenen Kaste...

Nein, all der Neid ist nicht unprovoziert. Denn Bescheidenheit war nie die Zier des Markenzeichens Wallraff. Der Schriftsteller verglich schon mal die von ihm kreierte Gattung der Enthüllungs-Literatur mit Goethes Faust oder Mörikes Gedichten und benotete das eigene Werk als ungleich bedeutender. Nach Vorbildern befragt, vergriff er sich nicht an Tucholsky oder Kisch, sondern nannte Jesus von Nazareth. Wie letzterer tat Wallraff nach eigenem Bekunden unter unendlichem Leiden unentwegt Gutes. Er wollte »das Unrecht absolut bekämpfen, wenn es sein muß, bis zur Selbstaufgabe«, er machte unsere Türken »souveräner, freier« und bewirkte »Erweckungen bei Bürokraten«. Und für Erweckungen gibt es ja tatsächlich nur den einen als Vorbild.

Über allem aber immer wieder das Bekenntnis: »Jeder Satz fällt einem schwer.« Und der Satz mußte immer wieder in die offenen Wunden der Mitwisser treffen. Denn wer unterstellte schon, daß Wallraff für den negernden Kollegen so viel Mitgefühl aufbrachte wie für Ali und den Satz vom schweren Satz dem Ghostwriter gewidmet hatte?

Seinen Schreibern unterstellte er Nibelungentreue. Anders ist es nicht zu begreifen, daß er noch kürzlich auf die Frage nach möglicher Mithilfe Gremlizas beim »Bild«-Buch antwortete: »Da haben mir die Freunde von >Konkret< insofern geholfen, als sie für mich Archive gewälzt haben, indem sie für mich die Geschichte des Springer-Verlages recherchiert haben. Dann hat tatsächlich Hermann Gremliza das Buch redigiert. Er hat das so redigiert, wie es eigentlich mein Lektor vom Verlag hätte machen sollen, der aber zu der Zeit einen Böll-Roman bearbeitete und daher beim allerbesten Willen zeitlich nicht in der Lage war.« Und zu Gremlizas Preisverleihung sagt er: »Hier versucht sich ein zutiefst frustrierter Zyniker als Satiriker.«

Ach, die Häme, Gremlizas Festrede vor Augen, ist jetzt leicht. Sie erklärt aber nicht den unglaublichen Erfolg des Phänomens Wallraff. Autoren mit grundverschiedenen Schreibstilen und vor allem von grundverschiedener Qualität schufen dieses grenzenlos bewunderte Gesamtwerk unter dem Firmenzeichen Wallraff. Keinem Germanisten, keinem Wallraff-Deuter und offenbar keinem der Abermillionen Leser schwante etwas. Am nächsten kam der Wahrheit noch sein Biograph Christian Linder, der orakelte: »Er hat einen Traum: daß eines Tages nicht mehr geschrieben wird . . . Vieles spricht dafür, daß Wallraff über die Phase des Schreibens hinaus will.«

Ich denke, vieles spricht dafür, daß Wallraffs Bücher schon über die Phase des Geschriebenen hinaus waren...

Konkret 11/87, S. 18

Dokumentation

aus »Frankfurter Rundschau« vom 12.10.87

Freunde, Frust und fremde Federn

Günter Wallraff antwortet auf den Vorwurf, seine Bücher nicht selbst geschrieben zu haben

Von Ingrid Müller-Münch (Köln)

Die Situation ist heikel. Da sitzen sich am Schreibtisch eines Stadthauses in Köln-Ehrenfeld zwei Menschen gegenüber und halten eine Art Privat-Tribunal in kleiner Besetzung ab: Die Berichterstatterin in der Rolle des Anklägers, der Schriftsteller Günter Wallraff, der Rede und Antwort steht. Punkt für Punkt gehen beide die Entstehungsgeschichte der Bücher durch, die das Gesamtwerk seiner Aktions- und Rollenreportagen ausmachen – damit endlich einmal geklärt werde, ob es den Autor Wallraff überhaupt gibt, ob er seine Bücher selbst schrieb oder ob er lediglich eine Institution ist, eine Art Verwaltungsapparat und Namensgeber für Reportagen, die andere verfaßten. Erschöpft von den vergangenen Tagen, dabei bereitwillig, ja weit über das auf diesen einen Punkt reduzierte Interesse der Journalistin hinausgehend, gibt Wallraff Auskunft. In dieser Genauigkeit, dieser chronologischen Abfolge, macht er das zum ersten Mal.

Die Sitzung dauert fast fünf Stunden. Immer wieder wird das Auflisten von Vorwürfen, die in der Öffentlichkeit gegen den Autor erhoben worden sind, durch Anrufe von Pressevertretern aus der gesamten Republik unterbrochen, die alle Wallraff in gleicher Sache zu hören wünschen; die wissen wollen, wie er zu dem stehe, was da von zwei Seiten gegen ihn vorgebracht wurde – zuerst vom "Konkret"-Herausgeber Hermann L. Gremliza, der die Hatz mit dem Vorwurf eröffnete, Wallraff habe keines seiner Bücher selbst geschrieben. Ein schriller Ton, der vom Stern-Autor Kai Hermann aufgegriffen und sensationsgerecht verstärkt wurde: Ein Autor namens Wallraff – so heißt es im Stern – existiere in Wahrheit gar nicht.

Wallraffs Karriere als Verwandlungskünstler und Regisseur von schalkhaften Dramen, die denen da oben die Hölle heiß machten, während die da unten sich ins Fäustchen lachen konnten, begann lange, bevor er mit den beiden Männern zu tun bekam, die ihn nun so knüppelhart angehen. Als er vor rund zehn Jahren bei der Bild-Zeitung den Hans Esser spielte, war sein Name längst ein Begriff geworden. Seine "Industriereportagen" waren erschienen, seine "Unerwünschten Reportagen" hatten Erfolg, mit Bernt Engelmann zusammen hatte er den Bestseller "Ihr da Oben, wir da Unten" geschrieben. "Das alles habe ich selbst erlebt und auch selbst verfaßt", sagt Wallraff.

Der Aufmacher" dann, das Buch, das Gremliza für sich reklamiert, entstand – so Wallraff – folgendermaßen: Nachdem damals, früher als geplant, Wallraffs Tarnung bei Bild aufgeflogen war, habe eine beispiellose Hetzkampagne" der Springer-Presse begonnen. Der Autor fürchtete, unter diesen Umständen das Buch nicht mehr zustande bringen zu können. Als dann Gremliza seine Hilfe anbot, habe er sie gerne angenommen. Das habe dann so ausgesehen, "daß ich einmal hier an meinem Schreibtisch saß und meine Erfahrungen selbst zu Papier brachte". Um das zu belegen, zieht er an dieser Stelle Manuskripte jener Kapitel unter einem Stoß von Aktenordnern und Büchern hervor.

Gremlizas Anteil an diesem Buch bestand folgt man Wallraffs Ausführungen, lediglich darin, daß er die Erlebnisse des Hans Esser bei Bild, die der Schriftsteller auf Tonband gesprochen hatte und die in der Konkret-Redaktion abgetippt worden waren, redigierte und "durch einige scharfsinnige Formulierungen und analytische Pointen ergänzte". Einige dieser Tonbänder habe er noch, sagte Wallraff. "Sie beweisen, daß die Geschichten zum großen Teil auf meinen wörtlichen Formulierungen beruhen."

Gremliza also lediglich in der Rolle des Lektors, so, wie ihn auch Wallraffs Verleger Reinhold Neven Du Mont sieht? Für diese, wie Wallraff es nennt, "Hilfestellung eines Intellektuellen einem Arbeiterschriftsteller gegenüber" habe Gremliza per Rechnung vom 1. Dezember 1977 vom Verlag Kiepenheuer & Witsch, dem Herausgeber des "Aufmacher", genau 61327,50 Mark verlangt und auch bekommen. Darauf, daß sein Name im "Aufmacher" erscheine, habe Gremliza überhaupt keinen Wert gelegt: "Einmal rümpfte er sowieso über die Form der Literatur, wie ich sie mache, immer schon die Nase. Mir haftete in seinen Augen stets der Küchengeruch der kleinen Leute an. Zum anderen hatte ich die Dinge erlebt. ich allein konnte und mußte dann auch dafür vor Gericht geradestehen." . . .

Eine einzige Ausnahme räumt Wallraff von sich aus ein, obwohl er daraufhin von niemandem bislang angesprochen, geschweige denn in der Sache beschuldigt worden ist. 1983, als die Gefahr einer US-Invasion in Nicaragua akuter wurde, habe er sich – so Wallraff – von Gremliza überreden lassen, zehn Tage durch das mittelamerikanische Land zu reisen. Er mußte dafür seine schon auf Hochtouren laufenden Vorbereitungen für die Rolle des Ali unterbrechen. In dem im Anschluß an diese Reise im Konkret-Verlag unter Mitwirkung zahlreicher namhafter Autoren erschienenen Band stehen die einzigen 45 Seiten, über die Wallraff sagt, "da habe ich meinen Namen hergegeben für einen Text, den ich nicht selbst verfaßt, jedoch inspiriert, organisiert, redigiert habe. Der für die 45 Seiten verantwortliche Kollege und Freund wurde im Buch genannt. Das Kapitel ist deshalb in der ‚Wir-Form' abgefaßt. Das Honorar hierfür habe ich voll einem Krankenhaus-Projekt im Gebiet der Contras gespendet". Wobei Wallraff nach einer Weile dem noch hinzufügt: "Das mag damals falsch gewesen sein. Aber auch heute wurde ich in einem akuten Notstand wie damals in Nicaragua noch mal meinen Namen für so etwas hergeben."

Wer auch immer recht hat – eines ist inzwischen klar geworden. Der Vorwurf, Wallraff schmücke sich mit fremden Federn, fällt auch auf die zurück, die ihn erhoben – wenn sie denn den Beweis antreten können. So bestreitet Wallraff vehement, was Kai Hermann für sich in Anspruch nimmt, nämlich dessen Weggefährte gewesen zu sein. Höchstens zweimal, so der Schriftsteller, habe er diesen Mann in seinem Leben gesehen. Er würde ihn heute nicht einmal wiedererkennen. Und sollte doch etwas dran sein an Wallraffs Versicherung, er habe seine Aktionen selbst gemacht, seine Reportagen bis auf die jetzt eingeräumte Ausnahme alle selbst verfaßt, dann schmückte sich auch Gremliza mit etwas, das ihm gar nicht zusteht....

Gremlizas Motive erscheinen nicht mehr so rein edler literarischer Natur, erfährt man durch ihn selbst, wie verbittert und erzürnt er war, als der Vorabdruck von ‚Ganz Unten" nicht etwa an ‚Konkret' ging, sondern an den "Spiegel'. Seiner Wut hierüber gibt er unverblümt Ausdruck in einem Brief an den "lieben Günter Wallraff" vom 28. August 1985, also wenige Monate vor Erscheinen des Bestsellers – nachdem ihm zu Ohren gekommen war, daß der "neue Wallraff" in einer anderen Wochenzeitschrift vorabgedruckt werden sollte. Da läßt er sich zu der inzwischen in die Tat umgesetzten Drohung verleiten: "Zieh Dich also warm an. Und kauf Neven einen Muff."

Um das zu verstehen, muß man wissen, daß auch Wallraffs Verleger Reinhold Neven Du Mont, Eigentümer von Kiepenheuer & Witsch, gleichermaßen sein Fett abbekam. Denn auch das angeblich unter dem Pseudonym Neven du Mont – so Originalton Gremliza – erschienene Nachwort im "Aufmacher" sei am Schreibtisch des "Konkret"-Herausgebers entstanden. Kommentar Neven Du Monts hierzu, kurz und bündig: "Das ist Quatsch." Er habe seinerzeit zwar sein Nachwort im Verlauf der sich überstürzenden Ereignisse mehrfach ändern müssen, "doch das habe ich mit Wallraff gemacht. Mit Gremliza habe ich über dieses Nachwort nicht ein einziges Mal gesprochen."

Sollten sich also die Motive bei ‚Konkret" und "stern" womöglich decken? War es der Frust darüber, daß auch der "stern" in Sachen Wallraff dem ständig präsenten Konkurrenten "Spiegel" gegenüber laufend den kürzeren gezogen hatte, unter anderem bei den Verhandlungen um den Vorabdruck von "Ganz Unten"? Die seien, erzählt Wallraff, seinerzeit vergeblich vom "stern"-Redakteur Michael Seufert geführt worden, wozu Seufert mehrere Male nach Köln gereist sei. Und ausgerechnet er habe nun die redaktionelle Verantwortung des Textes von Kai Hermann gegen Günter Wallraff gehabt.

Als Wallraff in der vergangenen Woche von einem Aufenthalt in der Schweiz zurückkam und erfuhr, was sich da so gegen ihn zusammenbraute, sei er sich; vorgekommen, "wie ein zum Tode Verurteilter, der in der Todeszelle auf die Herren Scharfrichter wartet. Da bedürfte es schon so renommierter Fürsprecher wie' Franz Alt, Peter Härtling oder Bernt Engelmann, die sich öffentlich gegen "Rufmord-Journalismus" verwahrten, um Wallraff wieder auf die Beine zu stellen. Und es bedurfte eines Menschen wie Rupert Neudeck, Initiator der Cap Anamur und Journalist beim Deutschlandfunk, der das, was Gremliza betrieben hat, "als die gräßliche Arroganz von jemandem" brandmarkt, "der sich profiliert dadurch, daß er alles plötzlich ganz anders weiß". Wenn es ihm um wirkliche ehrliche Methodik gegangen wäre, so Neudeck über Gremliza, hätte der schon damals nicht mitmachen dürfen – falls sein Vorwurf stimmt.

Konkret 11/87, S. 19

Hermann L. Gremliza

Schwachsinn und Methode

Anmerkungen zur Berichterstattung der Bürgerpresse

Es bleibt bei der Wahrheit jener Sätze, die in der Rede zum Karl Kraus-Preis 1987 gesprochen wurden: Daß es an mir »hängenblieb, des Autors Erlebnisse in der 'Bild'-Redaktion zu Protokoll zu nehmen und daraus ein Buch zu machen, das von der ersten Zeile des Vorworts bis zur letzten des Nachworts, das unter dem Pseudonym Reinhold Nefen Du Mont erschien, an meinem Schreibtisch entstand. Nicht anders verhält es sich mit dem größten Teil des zweiten 'Bild'Buchs und einem kleineren des dritten; die anderen Teile und die anderen Bücher, Aufsätze, Rezensionen und Reden haben andere geschrieben.« Wer etwas anderes sagt, schreibt oder schreiben läßt, lügt.

Es bleibt auch dabei, daß der »literarische Wert« des Wallraffschen Gesantwerks Müll ist und der politische eine Pleite.

Und es bleibt schließlich dabei, daß ich an drei der erfolgreichsten Wallraff-Produktionen »mitschuldig« bin, daß ich sein »Gesamtwerk« erst »durch Mitmachen, dann durch Schweigen« gedeckt habe, daß meine Preisrede ein Versuch war, »mit mir abzurechnen«, »meine Verhältnisse...zu ordnen«, daß ich also den Karl-Kraus-Preis 1987 auch mir selbst verliehen habe – für den Teil meiner Arbeiten, die unter dem Namen Günter Wallraff erschienen sind, und für meine Unfähigkeit, schon vor einem Jahrzehnt »aus dem Netzwerk ökonomischer Solidarität und politischer Konjunktur, journalistischer Gesinnung und menschlicher Taktik« mich zu befreien. Was mir als Autor längst gelang, vollziehe ich jetzt auch als Herausgeber der Zeitschrift KONKRET: den Austritt aus der Firma Betroffenheit & Beziehungen.

Dies vorangestellt, will ich wenigstens die gröbsten Dummheiten und Fehler korrigieren, die sich die Bürgerpresse (zwei Ausnahmen: Wolfram Schütte in der »FR« und Kai Hermann im »Stern«) bei ihrer Berichterstattung über den Karl Kraus-Preis 1987 geleistet hat. Ich tue das nicht in der Hoffnung, eine der am Schreibtisch handelnden Personen belehren zu können. Es ist vielmehr eine Strafarbeit – für die Archive: damit keiner sagen kann, es sei nicht widersprochen worden.

Zum "Der Spiegel"

1. Karl Kraus war kein »ätzender Wiener Satiriker«.

2. »...dessen böse Brillanz Gremliza seit nunmehr 20 Jahren zu imitieren versucht«: Vor zwanzig Jahren saß Gremliza in der Redaktion des »Spiegel«, war nicht viel schlauer als heute die Herren Traub und Wieser, bloß ein bißchen begabter, aber doch nicht so sehr, daß er hätte versuchen können, Karl Kraus zu imitieren. Später hat er sich als einen »bemühten Epigonen« des Polemikers bezeichnet und hinzugefügt, daß er sich in dieser Rolle wohler fühle als in der eines Original-Büchnerpreisträgers. Von der eines Original-Feuilletonredakteurs war nicht die Rede.

3. »Getrieben von der Befürchtung, bei der Demontage des Denkmals Günter Wallraff zu spät zu kommen, gab Gremliza nun öffentlich bekannt, was im Kreise Eingeweihter bisher nur hinter vorgehaltener Hand gemunkelt worden war« – und was die »Spiegel«Redakteure Traub und Wieser einen langen verregneten Sommer lang vergeblich zu ermitteln versucht

hatten, weshalb sie nun tatsächlich, trotz ehrlichem Bemühen, die ersten zu sein, von den Hunden gebissen wurden. Weil sie also zu spät kamen, muß Gremliza gefürchtet haben, zu spät zu kommen. Wahr ist natürlich, daß der einzige, der die Befürchtung nie haben mußte, solange er die Herren Traub und Wieser nicht ins Bild setzte, Gremliza war.

4. »Die 'Tageszeitung' kommentierte Gremlizas Salto mortale darum mit der kaum anfechtbaren Feststellung, der KONKRET-Herausgeber habe sich damit 'um die Anwartschaft auf seinen eigenen Preis verdient gemacht'.« Eine doppelte Enthüllung, deren Sensationswert darin besteht, daß die Autoren der beiden Blätter sie aus Gremlizas Preisrede abgekupfert haben – nicht ohne ihre eigene Duftmarke zu setzen, indem sie nicht einmal einen so schlichten Gedanken ohne sprachlichen Unfall aufs Papier zu bringen vermochten. Aber sie irren sich, wenn sie glauben, damit eine Anwartschaft auf den Preis erworben (nicht: sich verdient) zu haben, denn die Nominierung setzt eine gewisse Fallhöhe zwischen Geltung und Bedeutung des Kandidaten voraus. Deshalb konnten Raddatz und Wallraff (Gremliza) den Preis bekommen, Wieser, Traub und Bröckers nicht.

5. »Da hat der Kraus-Epigone ein wenig kraus formuliert. Der sonst so unerbittliche Kritiker des falschen Adjektivs meinte wohl...« usw. – aber das hat gerade noch gefehlt, daß die Autoren des falschen Adjektivs dessen Kritiker Sprachunterricht erteilen!

6. »Der Leuchtreklame Wallraff hat sich Gremlizas Zeitschrift nämlich...liebend gern und intensiv bedient. Seit 1968 waren zahlreiche Beiträge in der Hamburger Postille zu lesen...« Nur die des Postillons nicht, denn die standen auch 1968 noch im »Spiegel«.

7. »Nun...lassen sich mit dem arg ramponierten Aushängeschild keine großen Geschäfte mehr machen«, aber die Herren Traub und Wieser mühen sich doch redlich, und fast wäre ja ein Wallraff-Titel dabei rausgesprungen, wenn sich nicht mit Barschel noch größere Geschäfte hätten machen lassen.

8. Die Furcht, bei der Demontage zu spät zu kommen, die geringen Gewinnchancen wg. ramponiertem Aushängeschild und jetzt noch ein »handfester Grund, den der laute Feingeist nicht einmal verheimlicht« – das ergibt eine »Motivlage«, die man »verklemmt« nennen muß. Anstatt sich aber zu sagen, daß der unerbittliche Kritiker, der doch alles merkt, wohl auch dies gemerkt hätte, ersetzt das Feuilleton Logik durch Mengenlehre und serviert, weil es Zwetschgen und Ananas nicht auseinanderhalten kann: Fruchtsalat.

9. »Gremliza schießt dabei ein närrisches Selbsttor: In einem Atemzug nennt er den 'Aufmacher' ein unsägliches Buch – und bekennt sich dann höchstpersönlich als dessen Autor.« Und wieder merkt er es nicht! Sondern schreibt bloß in einem Atemzug: »Ich sage die Wahrheit und Wallraff lügt nicht: Keins seiner Werke hat er geschrieben und alle stammen von ihm. Denn (er) hat es vermocht, die verschiedenartigsten Autoren, deren Hilfe er sich versicherte, auf jenen einheitlichen Ton zu stimmen, der den echten Wallraff verbürgt...« Das heißt: Auch der 'Aufmacher', den Gremliza geschrieben hat, ist ein echter Wallraff, zwar besser als die andern, aber doch kein Gremliza. Nach Peter Altenberg: Haste Eigentor!

10. »Sodann machte der Gremliza den Wallraff politisch zur Minna: ... Nach dem Verkauf von einer Million Enthüllungsbüchern über die 'Bild'-Zeitung liege deren Auflage 'genau eine Million höher' als zuvor. Die Legende jedoch verbreitet Gremliza: Von 'Bild' sind im Vergleich zu 1977 nur 53 000 Zeitungen mehr am Kiosk.« Das legendäre »Spiegel«-Archiv muß sich auf einem Betriebsausflug befunden haben: 1977 (1. Quartal) lag die »Bild«-Auflage bei 4,580 Millionen, 1987 (1. Quartal) bei 4,754 Millionen. Differenz: 174.000 plus. Aber darum geht es ja gar nicht, den das erste »Bild«-Buch erschien 1977, das dritte und letzte 1981 – und 1983, nach dem Verkauf von mehr als einer Million Enthüllungsbüchern, lag die »Bild«Auflage bei genau 5,525 Millionen, also um genau 994.500 höher als zuvor. Aus dieser Zahl hat Gremliza die »Legende« von einer Million gemacht. (Mein Argument taugt übrigens nur, wo es sich gegen Wallraff wendet, der jeden kurzzeitigen Auflagenverlust der »Bild«-Zeitung der Wirkung seiner Bücher gutschrieb. Ich habe nie daran gezweifelt, daß deren Einfluß auf das Auf und Ab der »Bild«-Auflage so groß ist wie der jener Linde, die am Ganges rauscht.)

11. »Aus der Feder Hermann L. Gremlizas aber liegt dem 'Spiegel' ein Brief vor. Der kleine Karl Kraus hat ihn am 27. August 1985 an Wallraff geschickt...« Ich finde keine Kopie, aber der Brief ist sicher von mir. Nur möchte ich zu gerne wissen, was dort steht, wo der »Spiegel« seine Pünktchen macht. Jedoch habe ich die Kopie eines anderen Briefes gefunden, den ich gut zwei Monate später, am 2. Oktober 1985 schrieb – als Antwort auf den Hilferuf Wallraffs, der Schwierigkeiten beim Schreibenlassen des Buchs »Ganz unten« hatte:

»Lieber Günter Wallraff: Michael hat heute berichtet: über Deine Arbeit, die Medienplanung und Deine Nöte bei der Fertigstellung. Michael selbst ist in den nächsten zehn Tagen unabkömmlich. Was mich angeht, der ja eine gewisse Übung hat, will ich Dir einen Vorschlag machen, der Deine, aber auch die Interessen von KONKRET (meine Arbeit) berücksichtigt. Ob Du ihn annimmst oder ablehnst – entscheide bitte ganz unbefangen, denn auch ein Nein wird keine hard feelings auslösen, weder bei mir noch bei KONKRET. Betrachte es – wie Dein Verlag Dich – als Geschäft.

Herzlich

Hermann

In dem beigelegten Vertrag wollte sich Gremliza verpflichten, »für eine Ablieferung des Manuskripts (Ganz unten) in der bekannten Qualität« zu sorgen, Wallraffs Verlag sollte dafür Anzeigen in KONKRET schalten und ein Vorabdrucksrecht einräumen. Der Verlag und/oder Wallraff wollten das nicht.

Das ist nun zwei Jahre her.

Zum Interview mit Neven Du Mont:

1. »...da hat sich Gremliza als helfende Hand zur Verfügung gestellt. Und ich gebe zu, er hat dabei eine ungewöhnlich weitgehende, autorenähnliche Lektoratsarbeit geleistet.« Er hats geschrieben.

2. »Gremliza hat Wallraff auch beim Nachfolgebuch, den 1979 erschienenen 'Zeugen der Anklage geholfen. Aber er hat sich keineswegs hingesetzt und dieses Buch geschrieben.« Er hat's aber auch nicht im Stehen getan, sondern so: Ein Team von Rechercheuren ging in Köln unter Wallraffs Anleitung verlogenen »Bild«-Geschichten nach. Wallraff schickte die Berichte und die »Bild«-Ausrisse an Gremliza. Der schrieb in Hamburg das Buch, etwa zu zwei Dritteln. Das letzte Drittel besorgte der KONKRET-Kulturredakteur Hartmut Schulze. Im Sitzen.

Zur

die tageszeitung

(Dichterausgabe):

1. Wallraff: »Gremliza...ist extrem unterbewertet und diese Achtung, die ich inzwischen habe, die macht den rasend.« Ich seh' mich förmlich vor mir, wie ich in den Teppich beiße. Neidhammel – noch'n Motiv.

2. Wallraff: »(Der 'Aufmacher') lebt aber auch davon, daß (Gremliza) allzulange Berichte in Kurzform gebracht hat, so bearbeitet hat, aber ich hab sie dann nochmal umgearbeitet...« Das gebe ich zu: Manchmal war, vertragswidrig, die Sprache mit mir durchgegangen und dabei etwas mehr entstanden, als Wallraff seiner Gemeinde zumuten wollte. Die besten Sätze hat er tatsächlich selbst gestrichen – eine normale Lektoratsarbeit.

3. Heiner Müller: »Nach dem Gespräch mit Wallraff und der Lektüre von Gremlizas Karl Kraus-Preisrede wünschte ich, sowohl die Wallraffs als auch die Gremlizas kämen im Dutzend vor.« Ich bin nicht so unbescheiden, sondern ganz froh, daß es sie nur einmal gibt: den Wallraff, den Gremliza und den Heiner Müller.

4. Heiner Müller: »Daß einer sich der Sprache bedient, um zu sagen, daß ein Minister untauglich sei, macht ihn nicht zum Schriftsteller' (Gremliza).« Das Wort ist nicht von Gremliza, sondern von Karl Kraus.

Zur

Frankfurter Rundschau

1. »...daß ich einmal hier an meinem Schreibtisch saß und meine Erfahrungen selbst zu Papier brachte« ... »Gremlizas Anteil an diesen Buch bestand, folgt man Wallraffs Ausführungen, lediglich darin, daß er die Erlebnisse des Hans Esser bei Bild, die der Schriftsteller auf Tonband gesprochen hatte und die in der KONKRET-Redaktion abgetippt worden waren, redigierte und 'durch einige scharfsinnige Formulierungen und analytische Pointen ergänzte'.« Die fünfte, sechste oder siebente Variation des Themas »Wie Gremliza den 'Aufmacher' nicht geschrieben hat«. Abgetippt wurden die Tonbänder übrigens nicht bei KONKRET, sondern in der Redaktion des »Stern«, dem Wallraffs Verlag die Vorabdruckrechte verkauft hatte.

2. »Für diese, wie Wallraff es nennt, 'Hilfestellung eines Intellektuellen einem Arbeiterschriftsteller gegenüber', habe Gremliza per Rechnung vom 1. Dezember 1977 vom Verlag Kiepenheuer & Witsch...genau 61327,50 Mark verlangt und auch bekommen.« Auch davon habe ich keine Kopie mehr, aber es wird schon stimmen, bis auf die kleine Differenz, daß nicht Gremliza, sondern der Neue Konkret Verlag die 61 327,50 Mark in Rechnung gestellt hat. Für die Unterbringung des gesamten Wallraff-Stabs, für Miete, Telefon, Büromaterial, die Abstellung einer Redaktionsassistentin und eines Redakteurs, die Wallraffs Erzählungen nachrecherchieren sollten, wurde eine monatliche Pauschale erhoben, die sich dann tatsächlich zu dem genannten Betrag addiert haben mag. Daß es sich nicht um das Honorar für den, der das Buch »verfaßt« hat, handeln kann, ist offensichtlich. Bei einer Auflage von 650 000 Exemplaren muß das Autorenhonorar mehr als eine Million Mark ausgemacht haben. (Dies als kleine Hilfestellung eines Intellektuellen einem Arbeiterschriftsteller gegenüber.)

3. »Eine einzige Ausnahme räumt Wallraff von sich aus ein, obwohl er daraufhin von niemandem bislang angesprochen...worden ist«: Sein Nicaragua-Buch habe er nicht geschrieben. Zu großzügig – aber doch erst nach drei Tagen verzweifelter Versuche, dem Autor Werner Heine die Erklärung abzuringen, das Buch habe nicht dieser sondern Wallraff geschrieben.

4. »Denn auch das angeblich unter dem Pseudonym Neven Du Mont – so Originalton Gremliza – erschienene Nachwort im Aufmacher sei am Schreibtisch des KONKRET-Herausgebers entstanden. Kommentar Du Monts hierzu, kurz und bündig: 'Das ist Quatsch'.« Weniger kurz und bündig ist Neven Du Mont im »Spiegel«-Interview: »Ich kann Ihnen nur sagen, ich habe mein Nachwort in mehreren Arbeitsgängen selber verfaßt, und am Schreibtisch von Gremliza habe ich nie gesessen.« Das kann ich präzisieren:

Erster Arbeitsgang – Wallraff hat die Idee, seinen liberalen, als entsprechend ängstlich geltenden Verleger in einem Nachwort ein Bekenntnis zu diesem Buch ablegen zu lassen.

Zweiter Arbeitsgang – Wallraff ruft Neven an, der hat aber irgendwie keine Zeit.

Dritter Arbeitsgang – Wallraff bittet mich, für Neven ein Nachwort zu schreiben.

Vierter Arbeitsgang – Ich schreibe das Nachwort.

Fünfter Arbeitsgang – Wallraff liest Neven das Nachwort am Telefon vor, Neven bittet um die Streichung eines (1) Wortes.

Sechster Arbeitsgang – Das Manuskript von Nevens Nachwort geht an die Druckerei.

Siebenter Arbeitsgang – Neven liest sein Nachwort zum ersten Mal im gedruckten Buch.

Trotzdem behält Neven zu 50 Prozent recht: Er hat nie an Gremlizas Schreibtisch gesessen.

Mit Wallraff solidarisch:

Unter diesem Titel meldete die »Frankfurter Rundschau« am 10. Oktober:

In einer öffentlichen Erklärung haben Kritiker, Künstler, Autoren – darunter Günter Grass – ihre Solidarität mit dem Autor Günter Wallraff bekundet, der, wie berichtet, nach Behauptungen von KONKRET-Herausgeber Hermann Gremliza seine Enthüllungsreportagen nicht selbst geschrieben haben soll. »Wir verwahren uns gegen die Form eines Rufmordjournalismus, einen unbequemen Autor, der bisher durch Prozesse und Medienkampagnen nicht mundtot zu machen war, durch Diffamierung zum Schweigen zu bringen«, hegt es in einer vom Plakatkünstler Klaus Staeck am Freitag verbreiteten Solidaritätsadresse... Unterzeichnet haben den Text außer Staeck und Grass, Heinz Ludwig Arnold, Manfred Bissinger, Bernt Engelmann, Max von der Grün, Gert Heidenreich, Jürgen Manthey und Peter Rühmkorf

Am 12. Oktober ging an die Herren Grass, Engelmann, Härtling und Rühmkorf folgender Brief ab:

Sehr geehrte Herren,

der»Frankfurter Rundschau« vom 10. und 12. Oktober entnehme ich, daß Sie dem Träger des Karl Kraus-Preises 1987, Günter Wallraff Ihre Solidarität bekundet haben. Nun freue ich mich zwar immer über Innovationen des Kulturbetriebs, und also auch über diese, nach welcher Fragen der Literaturkritik oder der Wahrheit von Tatsachenbehauptungen durch Sammlung von Autogrammen entschieden werden sollen. Da aber, wie ich weiß, keiner von Ihnen Gelegenheit hatte, vor der Unterschriftsleistung den Gegenstand der Empörung kennenzulernen, übersende ich Ihnen je ein Exemplar der Preisrede. Es wäre doch ein Jammer, wenn Sie Ihr öffentliches Wirken in völliger Ungewißheit fortsetzen müßten, wogegen Sie im Oktober 1987 protestiert haben.

Ich erlaube mir, mein Entgegenkommen mit einer Bitte zu verbinden. Wäre es Ihnen wohl möglich, mich darüber aufzuklären, was der von Ihnen unterschriebene Satz »Wir verwahren uns gegen die Form eines Rufmordjournalismus, einen unbequemen Autor...durch Diffamierung zum Schweigen zu bringen« bedeutet? Oder wäre einmal mehr ich der Trottel, der in der willkürlichen Anhäufung kräftiger Worte (Rufmord, Diffamierung, unbequem, zum Schweigen bringen) einen sprachlichen, also gedanklichen Zusammenhang sucht, wo doch nur irgendwie gemeint wird, daß die ganze Richtung nicht paßt?

Mit verbindlichem Dank für Ihre Bemühungen

Hermann L. Gremliza

Konkret 11/87, S. 28

Roman Guevara; Frank Braßel

Die Spatzen von Manila

Seit 18 Jahren führt die Nationale Volksarmee (NPA) den bewaffneten Kampf gegen philippinische Regierungen. Erst gegen Marcos, nun gegen Aquino. Seit Beendigung des Waffenstillstands im Frühjahr, gibt es nun vermehrt auch Guerillaeinheiten in den Metropolen, die »Sparrow units«. Für KONKRET sprach Frank Braßel mit »Roman Guevara«, einem Stadtguerilla über die Ziele und die Erfolge dieser Spatzen

KONKRET: Warum bist du der ABB (Alex Brucayor Brigade) beigetreten?

Roman Guevara: Ich komme aus Manila und war als Mechaniker in einer der Fabriken in der Hauptstadt beschäftigt. In der Hochphase der faschistischen Diktatur, in den Jahren 1980/81, wandelten wir unsere gelbe Betriebsgewerkschaft in eine fortschrittliche um. Unsere Vorsitzenden wurden verhaftet, und ich kam in die neue Leitung. Von dieser &it an wurde ich schnell politisiert und im Jahr 1984 entlassen wegen meiner Gewerkschaftsaktivitäten und der Teilnahme an politischen Massenaktionen. Seitdem bin ich »full-timer«, zunächst im Gewerkschaftssektor in dem Fabrikbereich, wo ich gearbeitet hatte. Aber das war nur für eine kurze Zeit, denn als die Fabrik bestreikt wurde, machte man mich dort zum Parteisekretär.

KONKRET: Parteisekretär der CPP (Kommunistische Partei)?

Roman Guevara: Ja, ich war für die Planung und Taktik unserer Streikaktionen verantwortlich. Doch wir unterlagen. Die Streikposten wurden immer wieder verhaftet. Zum Schluß machte die Fabrik einfach dicht. Da bot mir die Partei eine besondere Tätigkeit an, und zwar als Partisan in Groß-Manila.

KONKRET: Wann bist du der ABB beigetreten, und welche Position bekleidest du?

Roman Guevara: So genau möchte ich mich dazu nicht äußern, aber ich kann wohl sagen, einer der verantwortlichen Leute der ABB zu sein. Dabei bin ich seit Anfang letzten Jahres.

KONKRET: Also bereits unter Aquino?

Roman Guevara: Ja. Doch die Geschichte des Partisanenkampfes in Manila fing nicht erst 1986 an. Er begann bereits mit der radikalen Jugendbewegung Anfang der 70er Jahre. Die ABB wurde I983 aufgebaut. Zunächst kamen die Mitglieder vom Land, da sie eine entsprechende Ausbildung hatten. Inzwischen werden die Aufgaben hauptsächlich von städtischen Parteikadern selbst übernommen.

KONKRET: Ist die ABB eine Organisation der CPP oder der NPA (National People Army).

Roman Guevara: CPP, NPA und NDF (Nationaldemokratische Front) sind eigenständig, aber die Partei ist diejenige, die die Armee führt. So gibt es in jeder militärischen Einheit der NPA eine Einheit der Partei, um nicht eine rein militärische Linie zu verfolgen.

KONKRET: Nicht jedes ABB-Mitglied muß aber notwendigerweise Parteimitglied sein?

Roman Guevara: Genau.

KONKRET: Gibt es genügend Menschen, die sich der ABB anschließen wollen?

Roman Guevara: Keine Frage. Unser Programm im militärischen Sektor für die Region Manila zielt darauf, den Partisanenkampf w vereinheitlichen. In jedem Stadtbezirk soll eine zwölfköpfige Einheit stationiert werden. Das sind aber nur die eigentlichen Kämpfer, die bereits Waffen tragen. Zur militärischen Struktur der ABB gehören aber auch die Verantwortlichen für Finanzen und Logistik, der Nachrichtendienst, Ausbilder und Rekruteure, die politische Sektion. Genaue Zahlen über unsere Stärke sind natürlich vertraulich, aber ich kann versichern, daß unsere Strukturen in allen Stadtteilen Groß-Manilas bereits fest verankert sind.

KONKRET: Viele Oppositionelle haben mehr oder minder offen ihre Sympathie für die Operationen der »sparrows« bekundet, insbesondere Aktivisten an der Basis, aus Gewerkschaften oder den Slums, die nach wie vor auch unter Aquino einer brutalen Repression ausgesetzt sind. Doch das waren politisch Bewußte und Organisierte, während die Mehrzahl der Filippinos auch in Manila nicht organisiert sind. Sie verehren Cory, wünschen Frieden und Harmonie. Wie reagiert der Mann auf der Straße auf eure Aktivitäten?

Roman Guevara: Wenn wir operieren, endet es nicht mit einer Bestrafungsaktion. Das ist erst der Beginn. Grundsätzlich hat die ABB drei Aufgaben: 1. dem politischen Zweck zu dienen, 2. Feuerwaffen w beschaffen, und 3. den Militärapparat w verwirren, so daß dessen Mobilität beeinträchtigt wird. So hilft die städtische Guerilla auf dem Land und hilft gleichzeitig, daß Interesse der legalen Massenorganisationen durchzusezten.

KONKRET: Eure Aktionen ziehen Reaktionen des Staates nach sich. Die Repression gerade gegen die legale Opposition wird größer. Steht das nicht dem gemeinsamen Ziel entgegen?

Roman Guevara: Wenn der Staat w entsprechenden Maßnahmen wie Razzien, Einschüchterungen, Ermordung angeblicher »sparrows« greift, wächst das Bewußtsein der Menschen über den faschistischen Charakter des Militärs, erkennen sie den wahren Charakter des Cory-Regimes, das nicht den Interessen des Volkes dient.

KONKRET: Soll das heißen, daß ihr mit einer Bestrafungsaktion nicht nur eine bestimmte Person tötet, sondern gleichzeitig Repressionen herausfordern wollt, damit den Menschen der Charakter der derzeitigen Regierung offenbar wird?

Roman Guevara: Es geht nicht darum, etwas herauszufordern. Die vielfältigen Formen militärischer Repression finden sowieso permanent statt, auf dem Land wie in der Stadt. Es hat sie unter Marcos gegeben, es gibt sie heute. Da soll ein Slumviertel abgerissen werden, weil es irgendeinem Verantwortlichen ein Dorn im Auge ist, oder weil es Investoren verprellt. Dann kommt es w Verhaftungen und Ermordungen in dem Slumgebiet, damit man es ohne Widerstand zerstören kann. Das geschah bereits, ehe es die »sparrows« gab. Heute gehen die Militärs und die Polizisten dabei nur vorsichtiger vor, da sie Angst haben, selbst zum Objekt der »sparrow«-Operationen w werden.

KONKRET: Es gibt Kritiker, auch innerhalb der philippinischen Linken, die sagen, die gesteigerten Aktivitäten der »sparrows« dienen dazu, politische Rückschläge der CPP seit dem Machtantritt Aquinos w verdecken.

Roman Guevara: Es ist richtig, die ABB wurde erst in der Zeit Aquinos voll ausgebaut, doch das wäre auch ohne ihren Machtantritt geschehen. Unser Ziel ist es, die sozialen Strukturen in diesem Land grundlegend zu verändern. Der Weg dahin führt über den bewaffneten Kampf, deshalb sollte die Parteiorganisation einer Region immer auch einen militärischen Arm aufbauen. In Manila standen lange organisatorische Probleme und auch politische Widerstände dagegen. Seit wir den Partisanenkampf haben, verteidigen unsere Massenorganisationen ihre Rechte aktiver, sind sie militanter geworden. KONKRET: Aber ein gewisser Rückschlag für die revolutionäre Linke seit dem Machtantritt Aquinos ist doch zumindest für das Gebiet der Hauptstadt unbestreitbar.

Roman Guevara: Von einer Schwächung kann nicht die Rede sein. Wir hatten Schwierigkeiten mit der Mittelschicht, die in Manila die öffentliche Meinung bestimmt. Inzwischen haben wir eine umfangreiche Umstrukturierung der Parteiorganisation in Manila vorgenommen. Die Partei befindet sich jetzt allgemein auf dem Weg zu einer Massenpartei.

KONKRET: Im Februar 1986 hat die CPP und mit ihr die gesamte Linke die Präsidentschaftswahlen boykottiert, was vom Politbüro als »entscheidender politischer Fehler« eingestuft worden ist. Danach folgte eine Politik der »kritischen Zusammenarbeit« mit Aquino, doch die frühzeitige und drastische Stellungnahme der CPP gegen den zur Volksabstimmung stehenden Verfassungsentwurf schien eine Art Wiederholung der Boykott-Position zu sein.

Roman Guevara: Wir haben eine etwas andere Lesart. Der Boykott war falsch, aber die Ablehnung des Verfassungsentwurfs korrekt, denn das Dokument festigt die existierenden gesellschaftlichen Strukturen und die imperialistische Dominanz in unserem Land. KONKRET: Die Leute stimmten weniger für die Verfassung als vielmehr für Cory. Unser Fehler war, daß die Partei durch die »kritische Zusammenarbeit« das Bild einer volksnahen, demokratischen Präsidentin mit aufgebaut hat. Die Partei hat Aquino unbewußt geholfen, eine Massenbasis aufzubauen, da wir den Charakter ihrer Regierung falsch eingeschätzt hatten. Inzwischen nimmt aber die Popularität Aquinos deutlich ab. Die Menschen sind enttäuscht über Monate voller unerfüllter Versprechungen. Für die Massen hat sich in dieser Zeit nichts geändert. Und was sich jetzt in Manila abspielt ist eine Reaktion auf diesen Erfolg. Die Bedeutung des Militärs gegenüber der Zivilregierung soll erhöht werden, um mit den zahlreichen Problemen im Land besser fertig zu werden: die erstarkte Sezessions-Bewegung (der Moslems) im Süden, die NPA operiert in fast allen Provinzen, die schlechte Wirtschaftslage.

KONKRET: Sind die »sparrows« quasi bezahlte Parteiangestellte?

Roman Guevara: Nein, in der ABB sind alle »full-timer«, aber wir werden nicht bezahlt. Wir hängen materiell von den Massen ab. Wir leben in ihren Häusern, teilen mit ihnen das Essen.

KONKRET: Also kennen euch die Leute?

Roman Guevara: Natürlich, sie sehen unsere Waffen, und ich lasse meine Waffen bei ihnen, wenn ich wie heute in einer anderen Mission unterwegs bin. Wir organisieren die Massen. Wenn 70 Prozent eines Wohnviertels, wo etwa 1000 Familien leben, organisiert und eine Parteigruppe aufgebaut ist, dann installieren wir das revolutionäre Gegenstück zur Regierung. Je weiter das voranschreitet, umso mehr ändern sich auch die Kampfformen in der Region Manila. Wir werden uns dann nicht mehr nur Einzelziele vornehmen, sondern wie auf dem Land Hinterhalte legen und Überfälle durchführen.

Konkret 11/87, S. 30

Florian Caveyrac

Ein Herr von Blüt und Böden

Jedes Land hat mindestens einen Springer. Sie heißen nur unterschiedlich. Springer, Murdoch oder auch Hersant. Er beherrscht Frankreichs Presselandschaft wie kein anderer. Auch seine eigene Geschichte ist beispiellos.

Kritische Journalisten in Frankreich nennen ihn »Herr Sang« (Sang = Blut), die Pariser satirische Wochenzeitschrift »Le Canard Enchainé« berichtet oft und gern über den »Ex-Betrüger und Ex-Nazi«, und die Redaktion der Brüsseler Zeitung »Le Soir« (Der Abend) ist fest entschlossen, auf die Barrikaden zu steigen, wenn es ihm gelingen sollte, sich auch dieses Blatt unter den Nagel zu reißen.

Die Rede ist von dem 67jährigen Robert Hersant, Herrscher über ein Presseimperium, dessen Umfang in ganz Europa einmalig ist: Er besitzt fast drei Dutzend Zeitungen und Zeitschriften, darunter die erzkonservativen »Le Figaro« ,»L' Aurore«, »France-Soir«, ein halbes Dutzend Presseagenturen, Buchverlage und Druckereien. Gesamtumsatz 1985: zwei Milliarden Mark. Neuerdings ist er auch ins Fernsehgeschäft eingestiegen, nachdem er von der Regierung den Zuschlag für den fünften Kommerz-Sender in Frankreich erhielt. Den Sender »La Cinq« teilt er sich mit dem italienischen TV-Zar Silvio Berlusconi, der seinerseits mit dem bekannten Münchner Filmeinkäufer Dr. Leo Kirch Geschäfte macht.

Seit 1983 versucht Robert Hersant auch, die Kontrolle über die belgische Pressegruppe Rossel zu bekommen, die drei der wichtigsten belgischen frankophonen Tageszeitungen besitzt, darunter »Le Soir«, mehrere Werbezeitungen, eine PR-Agentur und einen Buchverlag. Außerdem gehören der Rossel-Gruppe 29 Prozent der Gesellschaft »Audiopresse«, die wiederum die Lizenz für das zukünftige Privatfernsehen von der belgischen Regierung erhielt. Sollte es Hersant gelingen, die Aktienmehrheit der Rossel-Gruppe zu übernehmen – im Aufsichtsrat sitzt er schon – wird sein Aufstieg nicht mehr zu bremsen sein. Schon tuschelt man in den Chefetagen der SAT I GmbH, daß Hersant einsteigen möchte. Dies wäre theoretisch realisierbar, weil 1986 die Burda-Gruppe das Feld räumte und ihre Beteiligung von 13 Prozent an der Sat 1 GmbH vakant ist.

Wer ist dieser Robert Hersant, der schon in frühen Jahren einen Faible für das Deutschtum hatte?

Seine Karriere begann nachweislich am 16. August 1940 unter deutscher Schirmherrschaft in Paris. An diesem Tag erschienen bei den Hauswartsleuten des Gebäudes Champs-Elysées Nummer 28 drei junge Leute mit einem Requirierungsbefehl der deutschen Militärkommandantur in den Händen, auf dem stand: »Auf Befehl der deutschen Militärbehörden haben Sie die Schlüssel des betreffenden Hauses an den Überbringer dieses Schreibens auszuhändigen. Im Weigerungsfall müßten wir Sie sofort verhaften!« Der Concierge übergab auf der Stelle die Schlüssel und setzte sich ab. Die drei jungen Franzosen zogen sofort in die Räume ein, die bis dahin vom britischen Touristik-Büro, der jüdischen Firma Lang und der jüdischen Firma Rosenthal bewohnt gewesen waren. Zehn Tage später meldete die Zeitung »Le Matin«, daß die »Jeune Front« ihr »neues nationales Propaganda-Zentrum eingeweiht hat«. In dem Artikel hieß es weiter: »Im Verlauf eines freundschaftlichen Zusammenseins ergriffen die drei Führer der Front – Pierre Clementi, Charles Lefebvre und Robert Hersant – kurz das Wort, um die Ziele ihrer Bewegung zu erläutern, die vor allem antijüdisch und antifreimaurerisch sein wird...«

Vergessen war die Zeit, in denen der Schüler Hersant wegen Unfähigkeit die Schulen wie seine Hemden wechselte und in denen er sich aktiv für die sozialistische Jugend des Departement Seine-Maritime einsetzte. Am 6. September 1940 berichtete die »Stürmer«ähnliche nazistische Zeitung »Au Pilori« (Am Pranger), daß »... unsere Freunde des 'Gardes Francaises' den Anweisungen ihrer Führer C. Lefebvre, P. Clementi und Robert Hersant folgen werden.« Der junge »Chef« Hersant stürzte sich mit Elan und Einsatzfreudigkeit in eine Aktivität, die er später, wie es der Journalist Nicolas Brimo in seinem Buch »Le dossier Hersant« (1962) berichtete, folgendermaßen beschrieb: »Ich tat nichts besonderes: Eine Zeitlang bestand meine einzige Aktivität z.B. nur darin, in jüdische Geschäfte zu gehen und an Verkäuferinnen Ohrfeigen auszuteilen.« Ganz so harmlos wie er es darstellte, war es aber nicht...

Der kanadische Journalist Glen Stadler beschrieb Ende August 1940 in der frankokanadischen Zeitung »L' Action Catholique« ein Pogrom, das von Mitgliedern der »Jeune Front« am 20. August im von den Nazis besetzten Paris durchgeführt worden war. Stadler: »Eine Gruppe junger Franzosen führte auf dem Champs-Elysées eine antisemitische Demonstration durch, in deren Verlauf Scheiben jüdischer Geschäfte zertrümmert und Angestellte verletzt wurden. Deutsche Soldaten fotografierten sichtlich belustigt diese Szenen, während sich Pariser Polizeibeamte bemühten, dem Treiben ein Ende zu setzen, und vier jugendliche Mitglieder der Organisation verhafteten.« Anführer war Robert Hersant.

Doch das reichte Hersant offensichtlich nicht. Denn er verlegte sich bald auf die Beschaffung von Wertsachen, Geld und Waren aller Art. Natürlich holte er sie sich bei Juden, doch er ging dabei so wenig diskret vor, daß die Pariser Kripo von seinen Machenschaften erfuhr und handelte: Am 13. August und 22. September 1940 leitete sie gegen ihn zwei Untersuchungen wegen »versuchter Nötigung von zwei jüdischen Geschäftsleuten« ein. Aber Hersant kam ungeschoren

davon. Diese Ermittlungsakte verstaubt heute in den Regalen des Fort von Rosny-sousBois. Sie trägt die Registraturnummer P.J.F.133542.

Als die drei »Führer« der »Jeune Front« sich kurz darauf zerstritten, stieg Robert Hersant ins große Geschäft ein. Die Vichy-Regierung brauchte unternehmungsfreudige Kameraden und ließ ihm durch das Jugend-Ministerium 1942 eine Subvention von 600.000 Francs zukommen, mit denen er das »Jugendzentrum Maréchal Pétain« von Brévannes finanzierte. Gleichzeitig lancierte er mit freundschaftlicher Unterstützung der deutschen Propaganda-Staffel das Zentral-Organ der Pétain-Jugend, die »Jeunes Forces«.

In diesem Blatt, das bis heute vollständig in der Pariser »Bibliothèque Nationale« zu besichtigen ist, engagierten sich Hersant und seine Mitarbeiter für »die Herrschaft eines neuen, gerechten und vom jüdischen Kapital befreiten starken Staates«.

Die happige Hilfe Pétains reichte dem Newcomer jedoch bald nicht mehr, und er stieg in das Schwarzmarktgeschäft ein. 1943 litt die französische Bevölkerung erbärmlich unter den von den deutschen Okkupanten befohlenen Einschränkungen. Wer konnte, war jedoch allzugerne bereit, für Zusatznahrung aus den Lebensmittelreserven des »Jugendzentrums« tief in die Tasche zu greifen: Robert Hersant zweigte ab und belebte damit den Markt des Departements. Am 3. Juni 1943 klagte ihn Richter Oneto wegen »Betrug, Unterschlagung und Verstoß gegen die Rationierungs- und Lebensmittelkartengesetze« an. Er wurde in ein Gefängnis seiner Heimatstadt Rouen eingeliefert und saß vier Wochen! Dank der Intervention eines unbekannt gebliebenen Wohltäters konnte Richter Oneto ihn nicht länger in Haft halten.

Nach diesem Warnschuß zog sich Hersant von der politischen Bühne zurück. Eine Zeitlang führte er ein kleines Lebensmittelgeschäft in der Nähe von Rouen, arbeitete dann für eine Reifenverwertungsgesellschaft. Als die 2. Panzerdivision des General Leclerc, die Partisanen der FFI, der FTP und der »Jüdischen Armee« Paris befreiten, tauchte er zunächst einmal unter. Die Säuberung, die »Epuration«, wurde in Frankreich, genauso wie in Deutschland, sehr lasch durchgeführt. Einige Kollaborateure – Laval, Pétain, Brasillach – mußten sich vor Gericht verantworten, und es gab auch einige Hinrichtungen, aber das Gros der französischen Quislinge kam ungeschoren davon. So auch Hersant.

Erst als er im April 1945 die Unverfrorenheit besaß, bei den Kommunalwahlen in Paris für eine rechte »Liste der Nationalen Union« zu kandidieren, schlug Untersuchungsrichter Cornet zu. Nach vier Wochen Gefängnis in Fresnes kam er wieder frei und erhielt nur einen kleine Denkzettel mit auf den Weg: zehn Jahre Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte. 1952 profitierte er wie viele Ex-Nazis von der Generalamnestie, die von dem damaligen Ministerpräsidenten Pinay als »Zeichen der nationalen Aussöhnung« proklamiert wurde. Zwischenzeitlich hatte er einige Unternehmungen im Pressebereich gestartet, die ihm allesamt wenig Glück, dafür aber zwei Wochen Gefängnis und 3.000 Francs Strafe wegen Steuerhinterziehung und dazu noch 15.000 Francs wegen »unterschlagungsähnlicher Delikte« einbrachten. Erst 1950 gelang dem »Ex-Nazi und Ex-Betrüger« der erste große Coup: Er gründete mit geliehenem Geld die erste französische Automobil-Zeitschrift der Nachkriegszeit, »L'Auto-Journal«, die in den ersten Jahren zeitweilig Auflagen bis zu zwei Millionen erreichte. 1952 gründete er die Provinzzeitung »L'Oise-Matin«, 1953 wurde er zum Bürgermeister von Ravenel gewählt, am 2. Januar 1956 errang er im Departement Oise einen Abgeordnetensitz, den ersten einer langen Reihe. Der Start zu den oberen Zehntausend war Hersant endlich gelungen. Nach und nach baute er sein Presse-Imperium aus, kaufte marode Blätter, die er nach den Methoden des Sanierungsmanagements instandsetzte: Personalabbau, Moral raus, Law and Order rein.

Aber auch in der Politik mischte er kräftig mit. Er war zuerst Radikal-Sozialist, dann Republikaner, später kandidierte er für die »Sozialen Demokraten, Reformisten und Centristen«, unterstützte eine Zeitlang Valéry Giscard d'Estaing und sitzt heute im Europa-Parlament und in der Nationalversammlung als Abgeordneter der neogaullistischen Partei seines Freundes und Gönners Jacques Chirac.

Dem Ministerpräsidenten verdankt es Hersant, daß ein noch von den Sozialisten ausgearbeitetes Anti-Pressekonzentrationsgesetz inzwischen wieder kassiert wurde, das gezielt gegen ihn gerichtet war. Und er ist derart mächtig geworden, daß ein Film für »Antenne 2« über ihn und seine Machenschaften nicht gesendet werden darf. »Terminschwierigkeiten« werden vom Sender als Grund genannt.

Konkret 11/87, S. 32

Georg Hodel

Aufstand der Zwerge

Reagans Krieg im Hinterhof der USA hat die zentralamerikanischen Staaten auf das wirtschaftliche Niveau der 60er Jahre gedrückt. Das ist auch den Eliten zuwenig. Anfang November soll jetzt der Frieden ausbrechen. Dafür gibt es einen Plan. Wer wird ihn warum einhalten oder auch nicht?

Politiker, Diplomaten und politische Beobachter waren sich einig wie selten: Das Gipfeltreffen der fünf zentralamerikanischen Staatschefs in Guatemala muß mit einem Mißerfolg enden. Doch das Gegenteil ist eingetreten. Zum ersten Mal haben sich die fünf Länder des sogenannten Hinterhofs der USA, – Guatemala, El Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica – , trotz aller Gegensätze zusammengefunden und am 7. August ein Friedensdokument verabschiedet, das ausnahmsweise mal nicht von den Strategen im Pentagon und im US-State Department redigiert worden ist. Schon allein das Zustandekommen des Treffens im guatematakischen Wallfahrtsort Esquipulas gilt als eine kleine Sensation. Denn an politischen und diplomatischen Manövern zur Verhinderung der Begegnung hatte es nicht gefehlt. So darf die Verabschiedung des vom costarikanischen Präsidenten Oscar Arias Sanchez vorgelegten 10-Punkte-Plans zur »Errichtung eines festen und dauerhaften Friedens in Zentralamerika«, so die offizielle Bezeichnung des Dokuments, durchaus als eine Art »Aufstand der Zwerge« gegenüber der Ordnungsmacht USA betrachtet werden. Den von dem Stabschef des Weißen Hauses, Howard Baker und dem demokratischen Mehrheitsführer im US-Kongreß, Jim Wright, ausgeheckten und zwei Tage vor dem Gipfeltreffen lancierten »Reagan-Plan« hatten die zentralamerikanischen Regierungschefs einfach ignoriert.

Doch bei nüchterner Betrachtung des Abkommens von Guatemala wird klar, daß die strategischen Interessen der USA in der Region in keiner Weise tangiert sind. Das Pentagon wird weiterhin seine militärische Präsenz in der Region ausbauen und gigantische Militärmanöver abhalten können, wenn es der US-Regierung gefällt. Mehr noch: Der nach seinem Autor benannte Arias-Friedensplan hat, wenn er funktioniert, den US-Republikanern zu einem Wahlgeschenk verholfen: Die Reagan-Administration hatte in der Auseinandersetzung mit dem »Zentralamerika-Problem« einseitig auf eine militärische »Lösung« gesetzt, um im Hinterhof der USA wieder Ordnung zu schaffen und ist damit glücklicherweise wenigstens vorläufig gescheitert. Die antisandinistischen Contras sind militärisch geschlagen, politisch vollkommen isoliert und zu einem explosiven, sozialen Problem in den Nachbarstaaten Nicaraguas geworden. Der militärische Vormarsch der Guerilla in El Salvador und Guatemala konnte zwar gestoppt werden, nicht aber ihre zunehmende Unterstützung im Volke. Auch der starke Mann am Panamakanal, General Noriega, vom Pentagon über Jahre getätschelt, hat sich von Washington losgesagt und widersetzte sich bislang erfolgreich den Destabilisierungsversuchen da US-Regierung. Das Abkommen von Guatemala, so klagen jetzt viele Kritiker der Zentralamerika-Politik Ronald Reagans in den USA, bietet der durch die Iran/Contra-Affäre angeschlagenen Administration die Gelegenheit, sich ohne Gesichtsverlust aus den Verstrickungen, Irrungen und Widersprüchen ihrer abenteuerlichen Zentralamerika-Politik zu lösen.

Wer in diesen Wochen die durch das Abkommen gemehrten Hoffnungen auf einen »Frieden in Würde«, wie die Zentralamerikaner sagen, und die allgemeine Aufbruchstimmung miterleben konnte, der gewinnt rasch die Überzeugung, daß für die fünf Republiken am mittelamerikanischen Isthmus tatsächlich eine neue Ära anzubrechen scheint. Das Konzept des US-amerikanischen Interventionismus, die sogenannte »Low intensity warfare«-Strategie, ist dabei, an ihrem inneren Widerspruch zu scheitern. Man kann nicht repressive Militärgewalt mit Reformpolitik verbinden, nackte Ausbeutung durch Sozialprogramme neutralisieren oder gar erfolgreich einen Massenaufstand gegen eine revolutionäre Volksregierung organisieren. Deswegen ist in El Salvador die Einführung einer Formaldemokratie nach nordamerikanischem Muster am Widerstand der mächtigen Cafetalero-Familien und der Armee ebenso gescheitert wie der Versuch der US-Regierung, eine Söldnerstreitmacht im Guerillakampf gegen die Volksstreitkräfte des revolutionären Nicaragua zu führen.

Sorgenvoll beobachtet die internationale Finanzszene die immer offenkundiger werdende Führungsschwäche der US-Administration. »Die Ordnungsmacht USA ist mit immer neuer 'Unordnung' konfrontiert«, moniert die »Neue Zürcher Zeitung« in einem Kommentar über das Gipfeltreffen in Guatemala. »Noch nie«, ereifert sich das Sprachrohr der europäischen Multis, »hat es in der Geschichte Lateinamerikas so viele demokratische Regierungen gegeben«. Trotzdem unternehme der Westen nichts, um diesen »einsamen« Demokratien (finanziell?) unter die Arme zu greifen.

Tatsächlich haben die gesellschaftlichen Eliten Lateinamerikas, von den traditionellen Agraroligarchien über die nationalen Unternehmerverbände, Handels- und Industriekammern bis hin zu den lokalen Vertretern des internationalen Finanzkapitals, Zweifel an der Kohärenz der Politik des Weißen Hauses geäußert. Was sie der Reagan-Administration vorwerfen, ist nicht die Strategie des militärischen Umsturzes, sondern die Unfähigkeit der USA, dort, wo ihre Ordnungsfunktion gefragt wäre, sie nicht (mehr) ausüben zu können oder zu wollen.

Noch singen sie das Klagelied über die »kommunistische Unterwanderung«, doch die Begleitmusik ist eine andere: Längst haben die Machthaber Lateinamerikas erkannt, daß der mittelamerikanische Isthmus nur durch eine Wiederankurbelung der Produktion und durch eine allgemeine Entmilitarisierung gerettet werden kann. Präsident Arias hat die Problematik in

seiner Rede vor dem US-Kongreß auf den Punkt gebracht: »Während der bewaffnete Konflikt immer weiter eskaliert«, beschwor er die Abgeordneten, »werden unsere Länder von Tag zu Tag ärmer« . 1980, so rechnete Arias vor, habe das Handelsvolumen innerhalb Zentralamerikas immerhin 1,2 Milliarden US-Dollar ausgemacht, jetzt ist es auf knappe 400 Millionen zusammengeschrumpft.

Arias, der selbst von einer einflußreichen Kaffeepflanzerfamilie abstammt, weiß sich mit den führenden A Klassen Zentralamerikas einig, daß eine Koexistenz mit dem revolutionären Nicaragua möglich ist. »Kein Weg führt an Nicaragua vorbei«, erklärte er Sogar Teile der nicaraguanischen Großbourgeoisie in Miami, in Costa Rica oder Honduras haben ihre Bereitschaft bekundet, sich im Rahmen des Arias-Friedensabkommens wenigstens vorübergehend mit der sandinistischen Regierung in Managua zu arrangieren. Wozu also eine sinnlose Konfrontationspolitik gegen Nicaragua? Der Durchbruch in Guatemala gelang nicht zuletzt, weil sich die Reagan-Administration in der von ihr selbst aufgebauten Falle gefangen hatte. Reagan hatte in seinem »Friedensplan«, der u. a. sofortige Wahlen in Nicaragua und den Abzug der sowjetischen und kubanischen Berater verlangte, bilaterale Verhandlungen mit der sandinistischen Führung in Aussicht gestellt. Dies wurde bisher von den USA strikt abgelehnt. Wenn Managua den Plan ablehnt, so Reagans Überlegung, könnten die Sandinisten für das Scheitern des Vorstoßes verantwortlich gemacht und dem Kongreß neue Millionen für die Contras abgepreßt werden. Nicaraguas Präsident Ortega aber durchschaute das Manöver und bot Reagan seinerseits direkte Verhandlungen an.

Eines der Ziele des Arias-Planes, war es natürlich, das revolutionäre Nicaragua zu substantiellen Konzessionen, wie z. B. zur Aufhebung des Notstandes oder Durchsetzung eines Waffenstillstandes mit den von den USA finanzierten, ausgerüsteten und angeleiteten Contra-Freischärlern zu zwingen. Es stellte sich jedoch heraus, daß dies ohne entsprechende Zugeständnisse der Nachbarstaaten Nicaraguas nicht zu erreichen war. Eines der schwierigsten Probleme, das jetzt zu lösen ist, liegt in der Synchronisierung der einzelnen Schritte, die zur Verwirklichung des Friedensplanes notwendig sind.

So weigert sich Honduras bis heute, eine sogenannte »Versöhnungskommission« zu bilden, da die im Lande operierenden Contra ja nicht gegen die honduranische Regierung kämpfe. Das ist zweifellos richtig, denn die honduranische Armeespitze und die Einwanderungsbehörde arbeiten mit den Contras eng zusammen. Wie die Regierung in Tegucigalpa die 6000 bis 7000 Contra-Kämpfer des Landes verweisen oder nur vom Nachschub abschneiden soll, solange US-Präsident Reagan seinen »Freiheitskämpfern« ewige Treue schwört, bringt die honduranischen Behörden in arge Verlegenheit. Unbotmäßigkeit gegenüber dem großen Verbündeten ist bisher noch immer mit der Kürzung der Wirtschaftshilfe bestraft worden. Honduras ist das Armenhaus Lateinamerikas, wie will es da auf die Finanzierungshilfen der USA verzichten können?

Weil das Dokument von Guatemala sehr vage formuliert ist, fehlt es nicht an den unterschiedlichsten Interpretationen. So ist etwa sehr allgemein von einer Amnestie die Rede, die von allen Regierungen erlassen werden soll. Ob es sich dabei um eine Generalamnestie oder eine für politische Gefangene handeln soll, bleibt offen. Für die Sandinisten kann es nur eine Amnestie im engeren Sinne geben. Ausgeschlossen bleiben dabei zweifellos die Massenmörder unter den ehemaligen Nationalgardisten der Somoza-Diktatur. Beim »Frente sandista« (FSLN) hat das Friedensabkommen die Frage aufgeworfen, wie weit man gehen kann, ohne die strategischen Ziele der Revolution zu gefährden. Eines hat Präsident Ortega schon sehr bald klargestellt: Die Agrarreform wird nicht rückgängig gemacht. Auch beschlagnahmte Güter der Somozisten werden nicht zurückerstattet. Offen ist auch die Frage, was unter einer »Demokratisierung« zu verstehen ist. Während vor allem El Salvador und Honduras von den Vorstellungen einer westlichen Demokratie ausgehen, die sie zumindest in ihren Verfassungen formal verwirklicht haben, gibt es für die Sandinisten keinen Widerspruch zwischen Demokratisierung und Revolution. Die Auflösung der Massenorganisationen, wie von El Salvadors Duarte verlangt, kommt für die Sandinisten genausowenig in Frage, wie etwa die Abschaffung der Volksmiliz.

Der »Frente sandinista« sieht in dem Guatemala-Abkommen die Möglichkeit, den Krieg zu verkürzen. Deswegen setzt er alles daran, daß der Friedensplan auch tatsächlich eingehalten wird. Früher als die anderen Unterzeichnerstaaten hat Nicaragua die nach dem Plan vorgesehene »Nationale Versöhnungskommission« gebildet und an deren Spitze einen der wichtigsten Widersacher da Sandinisten, nämlich das nicaraguanische Kirchenoberhaupt, Kardinal Obando y Bravo, gestellt. Noch vor Ablauf der Halbzeit der 90-Tage-Frist für die Verwirklichung der Auflagen des Friedensabkommens hat die sandinistische Regierung die Pressezensur aufgehoben und dem Kampfblatt der bürgerlichen Opposition »La prensa« sowie dem kirchlichen Radiosender »Radio Catolica« das Erscheinen resp. die Wiederaufnahme des Sendebetriebs ohne jede Auflage gestattet. Die Regierung in Managua hat außerdem drei Geistliche aus der Verbannung geholt, Dutzende von ausländischen Söldnern begnadigt und zahlreiche »Friedenskommissionen« gebildet, die als Körperschaften auf regionaler und lokaler Ebene die Durchsetzung und Anwendung des seit 1985 rechtskräftigen Amnestiegesetzes überwachen und als Anlaufstelle für all jene Contras dienen, die ihre Waffen niederlegen und von der Amnestie Gebrauch machen wollen. Um den »Friedenskommissionen« ihre unabhängige Arbeit zu garantieren, hat die Regierung eigens eine Reihe von Waffenstillstandszonen geschaffen, wo sich die bewaffneten Freischärler ungehindert bewegen und mit den Vertretern der

Kommission Kontakt aufnehmen können. Seit Anfang Oktober verhandelt die Regierung mit den zwölf Oppositionsparteien des Landes, um den Friedensprozeß möglichst breit abzustützen.

Mit all diesen Maßnahmen haben die Sandinisten die übrigen Partner des Friedensabkommens unter Zugzwang gebracht. Es gelang ihnen, der Contra-Führung das Wasser abzugraben: Über 10 000 Flüchtlinge sind seit Jahresbeginn repatriiert worden, jeden Tag legen etwa 30 Contra-Kämpfer ihre Waffen nieder. Einer ihrer Feldkommandanten, Uriel Vanegas, hat sich gleich mit seiner 400 Mann starken Truppe ergeben. Um die Kampfmoral der Rechtsrebellen ist es ohnedies schlecht bestellt, nachdem seit letzten Sommer trotz der 100-Millionen-Hilfe allein in Honduras etwa 2000 Freischärler desertiert sind. Um den weiteren Abfall seiner Truppen zu stoppen, hat der Militärchef der antisandinistischen »Fuerza Democratica Nicaraguense« (FDN), Enrique Bermudez, angekündigt, daß er auf die »Friedenskommissionen« schießen lasse.

Das hat die etwas gemäßigteren Contra-Chefs, Alfredo Cesar, Alfonso Robelo und Pedro Joaquin Chamorro allerdings nicht davon abgehalten, mit der Rückkehr ins zivile Leben zu liebäugeln. Arturo Cruz und Eden Pastora haben bereits ihre baldige Heimkehr nach Managua angekündigt. Ohnmächtig muß die US-Administration zusehen, wie die mit den USA verbündeten Nachbarländer Nicaraguas, Costa Rica und Honduras, zielstrebig an die Aufgabe herangegangen sind, die Demobilisierung der »Freiheitskämpfer« von Ronald Reagan zu erleichtern und mit Managua in permanenten Kontakt zu stehen. So sind die Behörden von Nicaragua und Honduras übereingekommen, alle zwei bis drei Wochen der Grenzbevölkerung beider Staaten zu erlauben, sich auf neutralem Territorium zwischen den Grenzposten zu treffen, um die Familienzusammenführung zu fördern. Bei der letzten solchen Begegnung hatten über 15 000 Personen den Grenzübergang von »Las Manos« belagert und zum Tanz aufgespielt. Nach Beendigung des Happenings kehrten 500 nicaraguanische Flüchtlinge und ehemalige Contra-Kämpfer ihrem Gastland für immer den Rücken.

Wesentlich schwerer tut sich die von den USA täglich mit zwei Millionen Dollar ausgehaltene Regierung von Napoleon Duarte. Sie ist mit der stärksten und wohl auch populärsten Befreiungsbewegung Zentralamerikas konfrontiert. Ungeachtet des Friedensabkommens von Guatemala geht das Morden auf den Straßen San Salvadors und auf dem Lande weiter. Kaum eine Woche nach dem Präsidentengipfel von Esquipulas stürmte eine Polizeieinheit in Zivil die Zentrale des oppositionellen Gewerkschaftsverbandes »Union Nacional de Trabajadores Salvadorenos« (UNTS), bedrohte die Mitarbeiter und beschlagnahmte die Gewerkschaftskasse. Am darauffolgenden Tag wurde der Hochschulprofessor Antonio Menjivar Flores von Mitgliedern der Armee erschossen. Vierzehn Tage später wurde der populäre Gewerkschaftsführer Salvador Ubau vor den Toren der Universität von einem Kommando der seit diesem Sommer wieder verstärkt aktiv gewordenen Todesschwadrone in einen bereitstehenden Wagen gezerrt und gilt seither als verschwunden. Dennoch hält der FMLN an seinem einseitig erklärten Waffenstillstand fest.

1988 läuft Duartes Amtszeit aus. Wahlen stehen ins Haus. Diesmal unter Beteiligung der Opposition? Möglich. Doch die Voraussetzung dazu ist das Zustandekommen eines dauerhaften Waffenstillstandes und ausgedehnte Verhandlungen im Rahmen eines nationalen Dialogs. Doch Duartes Christdemokratie ist verbraucht, gespalten und so schwach, daß sie nur mit Hilfe Washingtons überleben kann. Verhandlungen machen nur dann einen Sinn, wenn die US-Regierung dazu bereit ist. Dies ist aber ebensowenig der Fall wie in Nicaragua, wo die Regierung vergeblich auf direkten Verhandlungen mit Washington besteht. Die in Guatemala unter Vinicio Cerezo regierende Christdemokratie verfügt ebenfalls über einen sehr schmalen Spielraum.

Ihr Überleben wird einzig durch das Wohlwollen der Militärs garantiert. Aber auch die Guerilla ist schwach. Als 1982 sich der christliche Sektenführer und Armeeoberst Rios Montt an die Macht putschte, fielen 15 000 Menschen den Säuberungsaktionen der Armee zum Opfer. Nach dem Motto, man muß dem Fisch das Wasser entziehen, suchten die Militärs, die von israelischen Aufstandsbekämpfungsexperten beraten werden, erst gar nicht die direkte Konfrontation mit der Guerilla. Sie konzentrierten sich darauf, die soziale Basis der Guerilla zu vertreiben, massakrierten die Zivilbevölkerung und zwangen sie in sogenannten Wehrdörfern unter ihre Kontrolle. Die Guerillabewegung, welche sich eben gerade in einem Vereinigungsprozeß befand, war dieser Offensive nicht gewachsen. Sie hat sich heute zu einer gemeinsamen Front »Unidad Revolucionaria Nacional de Guatemala« (URNG) vereinigt, brauchte aber Jahre, um diesen schweren Rückschlag zu überwinden. Als Cerezo während einer Europareise vergangenen Herbst Verhandlungen mit der Guerilla in Aussicht stellte, ging das Oberkommando der URNG sofort darauf ein. Doch kaum hatte Cerezo wieder heimatlichen Boden betreten, zwangen ihn die Militärs zurückzustecken: Er machte nun plötzlich den Dialog von der für die Guerilla unakzeptablen Forderung abhängig, die Waffen zu strecken. Dies ist die Situation bis heute, obwohl die Guerilla ihr Dialogangebot wiederholt hat.

Auch wenn die US-Regierung bei der Verabschiedung des Friedensplanes in Guatemala als ungebetener Zaungast außen vorblieb kann sie jederzeit das Abkommen zum Platzen bringen. Es dürfte ihr nicht schwer fallen, Napoleon Duarte zum Ausscheiden aus dem Friedensprozeß zu bringen. Honduras und Costa Rica können wirtschaftlich unter Druck gesetzt werden, während die Regierung von Vinicio Cerezo in Guatemala mit Waffenlieferungen an die Militärs untergraben

werden könnte. »Die grundlegende Methode, den Friedensprozeß scheitern zu lassen«, erklärt Oberstleutnant a.d. John Buchanan vom Washingtoner »Center for Defense Information«, »ist die, indem wir uns mit den Militärs verbünden«.

Der Friedensplan fand Beifall aus der ganzen Welt: Die Uno-Generalversammlung, die Bewegung der Blockfreiheien, die lateinamerikanischen Regierungen, Westeuropa, alle sagten dem Vorhaben ihre Unterstützung zu. Manche stellten sogar materielle Hilfeleistungen in Aussicht. Einzig die US-Regierung stellt sich dagegen und hat im Uno-Sicherheitsrat ein einstimmiges Votum verhindert. Auch wenn die US-Administration sich bis heute zu keiner eindeutigen Stellungnahme hat entschließen können, weiß man, was der US-Präsident davon hält: »Ein Fetzen Papier«, wie der republikanische Präsidentschaftsbewerber Jack Kemp in San Salvador erklärt hat.

Konkret 11/87, S. 36

Peter Haber; Patrik Tschudi

Die Katastrophe als Herausforderung

Vor einem Jahr, am 1. November, wurde der Rhein gekillt. Ein Brand beim Chemiegiganten Sandoz war die Ursache. Ein Jahr später soll alles wieder so sein wie vorher. Ruhig vor allem. Und Sandoz experimentiert mit katastrophenresistenten Tierarten.

Anfang Oktober war es offiziell ausgesessen und überstanden. »Tschernobâle (Bâle = franz. für Basel) ist vorüber«, konnte sich der Schweizer Umweltminister Flavio Cotti bei Gesprächen der Umweltminister der Rheinanliegerstaaten in Straßburg vernehmen lassen. Die gefundenen Arrangements »erlaubten es, das Dossier 'Sandoz' zu schließen«, meinte der Schweizer. Die Herren Minister würdigten denn auch den »guten Willen« des Chemie-Multis zur Wiedergutmachung und übten Vergebung. Kurz zuvor hatte das eidgenössische Wasserwirtschaftsamt verkündet, daß es dem Rhein am 1. November 1987 wieder genau so gut (oder so schlecht) gehen werde wie 366 Tage zuvor.

Aber was geschah denn eigentlich in jener Nacht auf Allerheiligen im UNO-Jahr des Friedens? Blenden wir kurz zurück.

Spät nachts sehen Anwohner des außerhalb Basels gelegenen Werkes Schweizerhalle des Chemiemultis Sandoz Rauchschwaden über dem Fabrikgelände. Industriegewohnt, denken sie sich nichts weiter dabei. Um 00.19 Uhr entdeckt ein Sicherheitsbeamter auf seinem Rundgang die Quelle der Rauchsäule: Aus dem Dach der Lagerhalle 956 schlagen hohe Flammen. Sofort wird Großalarm gegeben. Die Feuersbrunst breitet sich aus. Kein Wunder, denn in der Halle lagern auf 4500 Quadratmetern Fläche mindestens 1351 Tonnen der verschiedensten Chemikalien. Vom hochgiftigen Insektenkiller Disulfoton, einem Phosporester, leicht brennbaren Lösungsmitteln bis zum harmlosen Harnstoff stehen die Mittel, auf Paletten gestapelt, alle dichtgedrängt zusammen. Fässer explodieren in der Gluthitze, schlagen Löcher in die Dächer von Nachbarhallen. Dort lagert hochexplosives Natrium. Automatische Feuer- oder Rauchmelder gibt es in der Halle keine. Handalarmtaster hätten ausreichen sollen. Die vorhandene Sprinkleranlage hätte von den Feuerwehrleuten mit Wasser gespeist werden müssen. Die Anschlußstelle liegt bereits in den Flammen, als die Männer mit den Schläuchen anrückten. Ein »Kontrolleur« des von da Industrie und den Sachversicherungen getragenen zuständigen Brandverhütungsdienstes hatte die Halle noch drei Tage zuvor inspiziert: »Mir hat die Halle sehr gut gefallen«, meinte er nach der Katastrophe.

Als die Feuerwehr ankommt, reagiert sie reflexartig wie bei einem Scheunenbrand. Getreu ihrem Motto »sichern – halten – löschen« beginnt sie, armdicke Leitungen zum nahen Rhein zu legen und dreißig Kubikmeter Wasser pro Minute in die haushohen Flammen zu pumpen. Aus dem Inferno fließt eine rote Sauce ab und den unterdessen gegen zweihundert Männern in den Gasmasken um die Füße. Das Gemisch aus Löschwasser und Industriegift gelangt direkt in den Rhein, da Sandoz die Kosten für Auffangbecken eingespart hatte.

Mit der Feuerwehr wird auch der Krisenstab alarmiert. Gegen 01.30 Uhr konstituiert sich das Männergremium und ruft den Polizeistaat aus. Das Notstandsgesetz rüstet diese Herren mit unumschränkter ziviler, polizeilicher und militärischer Gewalt. Von jetzt ab ist die Demokratie außer Kraft gesetzt, bis das gleiche Kränzchen den »Normalzustand« wieder für gegeben erachtet.

Gegen vier Uhr morgens werden die Flammen kleiner Dafür steigen nun aus den Ruinen dicke Wolken eines undefinierbaren Chemikaliengemisches auf. Ein leichter Nordwestwind trägt die Giftschwaden langsam gegen die Stadt. Der Krisenstab hält es für an der Zeit, die Bevölkerung mittels Sirenen zu alarmieren: Erst in einer Vorortsgemeinde und später, als die schnüffelnden Polizeipatrouillen den Gestank aus der Stadt melden, heulen auch in Basel die Sirenen los. Einige. Denn in großen Gebieten der Rheinmetropole bleiben die Sirenen wegen Renovationsarbeiten stumm. Lautsprecher-Wagen übernehmen dort die Alarmierung. Mit der Durchsage »Brand in einer Lagerhalle in Schweizerhalle. Schließen sie die Fenster und Türen, hören sie Radio, bleiben sie in den Häusern!« wird die noch schlafende Bevölkerung geweckt. Die Durchsage erfolgt nur auf Deutsch. Ausländer können sehen, wo sie bleiben.

Die Lage wird immer brenzliger. Niemand weiß, kaum jemand ahnt, was da in den Rauch- und Dampfschwaden in die Luft geht: Hunderte von Chemikalien mischen sich. Zwar fahren drei Spürtrupps mit Meßgeräten, sogenannten Drägerröhrchen, in der Gegend herum, aber die Analysegeräte sind zu unempfindlich und schnüffeln nur nach ein paar wenigen möglichen Hauptkomponenten.

Wie in der Falle sitzen die Menschen in ihren Wohnungen. Langsam kriecht das Gift durch Spalten und Ritzen in die Häuser. Niemand weiß, ob es sich jetzt ausgeröchelt hat am Rheinknie. Nur eines spüren alle: Das Gift beginnt zu wirken. Erbrechen, Asthmaanfälle, Kopfschmerzen, Durchfall, gerötete Augen, gereizte Atemwege, metallener Geschmack im Mund, Hautausschläge, Weinkrämpfe, Panik, Todesängste, Schockzustände sind die akuten Auswirkungen bd tausenden von Menschen.

Ohne Grund gibt der Krisenstab um 07.00 Uhr Entwarnung, gerade rechtzeitig zur Ladenöffnungszeit. In den Straßen hängen weiterhin Giftschwaden. Genaue Luftanalysen liegen zu diesem Zeitpunkt nicht vor. Der Entscheid wird einzig mit den Meßresultaten der Drägerrohr-Schnellanalysen begründet. Die zeigen Werte, die leicht unterhalb der maximalen

Arbeitsplatzbelastung für Schwefel- und Stickstoffdioxide und Quecksilber in der, Luft liegen. Kaum ist die Meldung der Entwarnung über's Radio, spricht der Basler Regierungspräsident und Erziehungsminister Hans-Ruedi Striebel zu seinen Untertanen und befiehlt die Kinder auf halb Neun in die Schule. Die meisten sind seit spätestens vier Uhr wach und stehen unter Schock. Tage später meint Striebel zu diesem Entscheid, er habe die psychologische Lage der Bevölkerung halt leider falsch eingeschätzt. Somit werden die Menschen »mit der Entwarnung aus Alptraum und Ernstfall entlassen«. Derart frohlockt die traditionell chemiefreundliche »Basler Zeitung« (BaZ) in ihrer brandaktuellen Sonderausgabe noch gleichentags. Ihr Chefredakteur Hans-Peter Platz, Abwiegler vom Dienst, freut sich, daß »die *Katastrophe* von Schweizerhalle als Brandfall erledigt werden« konnte.

Basel ist geblieben, was es schon immer war – eine Chemiemetropole. Nicht nur die Stadt, sondern die ganze Region lebt von der chemischen Industrie, vorab von den drei Multis Ciba-Geigy, Sandoz und Hoffmann-La Roche. 70 000 Menschen arbeiten in diesem Industriezweig. Das sind über ein Viertel aller Arbeitsplätze. Indirekt sind noch viel mehr Leute abhängig von der Chemie; als Zulieferer oder sonstige Nutznießer leben sie vom Geschäft mit Pharma und Gift.

Die Basler wissen um ihre Abhängigkeit. Die Chemiemultis sind die größten Steuerzahler im Stadtstaat Basel, sind Sportförderer und Kulturmäzen: Ohne einen Zuschuß aus den Kassen der Konzerne tanzten weder das Basler Ballett noch gäbe es Picassos im Museum zu bewundern. Basel, so ein geflügeltes Wort am Rheinknie, ist mit seiner Monopolindustrie eine Ehe eingegangen, in der keine Scheidung vorgesehen ist.

Die Strategen in den Chefetagen wissen sehr wohl um diese Abhängigkeit. Beim geringsten Aufmucken der Bevölkerung, etwa wenn schärfere Umweltschutzmaßnahmen gefordert werden, tischen sie die Arbeitsplatzfrage auf. Und der Wink mit dem kleinen Finger, die Androhung des Auszuges aus Basel, erzielt seine Wirkung immer: niemand will seinen Job in Basel verlieren. Doch so flexibel wie die Chemische Industrie tut, ist sie gar nicht. Auch sie, nur ein Teil im internationalen Wirtschaftsgefüge, besitzt gar nicht die universale Bewegungsfreiheit, die sie in ihren Drohgebärden so gern für sich beansprucht.

Obwohl die Bevölkerung noch Tage später in Aufruhr war, schwiegen sich die Behörden zuerst einmal aus. Fast zwei Wochen dauerte es, bis die Kantonsregiemng sich zu einer offiziellen Stellungnahme durchringen konnte. Sandoz-Boß Marc Moret suchte darin dann allerdings vergeblich nach »einem Wort der Aufmunterung«. Dafür wäre er »gerade in jenem Zeitpunkt so empfänglich und dankbar gewesen«, jammerte er ein halbes Jahr später auf der Generalversammlung des Konzerns und verkündete den Aktionären dann eine zweiprozentige Dividendenerhöhung um »ihre Verbundenheit – auch im Zusammenhang mit den Ereignissen in und nach Schweizerhalle – zu honorieren«.

In der Stellungnahme des Kantons war von Vertrauensbruch durch die Chemie die Rede. Doch schon bald war dieses »Vertrauen«, oder vielmehr die bisherige Vertraulichkeit, wieder hergestellt. Bereits am fünften März trafen sich Stadtparlamentarier und Chemiespitzen auf Einladung der Basler Handelskammer Die Öffentlichkeit hat nie etwas erfahren über den Inhalt dieser Gespräche. Nur in den folgenden Kommuniqués der Regierung war wieder von neuem »Vertrauen« in die Selbstverantwortung der Chemie die Rede.

Ende November trafen sich die beiden Parlamente der zwei Basler Halbkantone zu Sondersitzungen. Die Diskussionen waren oberflächlich, die Resolutionen und Beschlüsse zahnlos. Der Graben lag unüberbrückbar zwischen den Anhängern der marktwirtschaftlichen Selbstverantwortung und den Befürwortern einer staatlichen Kontrolle der Industrie. Die *»Ereignisbewältigung«* delegierte man schließlich – wie in der Schweiz so üblich – an die Experten. Zwei »Spezielle Ausschüsse« wurden eingesetzt und mit Parlamentariern und anderweitigen Fachleuten bestückt. Im Februar lagen die ersten Zwischenberichte der beiden Weisenzirkel vor, im Juli folgten die nächsten. Während sich der Februar-Bericht auf eine Aufzählung der Ereignisse in einer Nacht beschränkte, schritten die Fachleute in ihrem Bericht über den »Stand der Arbeiten« Nummer zwo zur Tat: So wurde im Stadtkanton zum Beispiel eine »Koordinationsstelle Umweltschutz« postuliert. Dieser Tage nahm ein aus Bern importierter Umweltjurist seine Arbeit als Koordinator für Umweltfragen denn auch auf.

In der Sprachregelung der Chemischen Industrie hingegen stellte die Bewältigung der Katastrophe von Schweizerhalle eine »Herausforderung« dar. Diese »Herausforderung« ist Sandoz immerhin zehn Millionen Schweizer Franken wert. Mit stolzer Brust konnte am 27. August Konzernleitungsmitglied Hans-Peter Sigg erklären, daß seine Firma mit diesem Betrag einen Ökologie-Fonds gegründet habe. Zwei Millionen wurden bereits auf sieben Projekte verteilt.

»Arche Noah« ist eines dieser Vorhaben. In verschiedenen Aufzuchtstationen sollen in der Region bedrohte Tierarten, wie Amphibien, Reptilien und Kleinsäuger, gehegt und gepflegt werden mit dem Ziel, einen Vorrat an Tieren anzulegen. Für die nächste Katastrophe. Es ist sogar die Rede davon, man wolle katastrophenresistente Arten heranzüchten. Bei der glichen Gelegenheit verkündete Sandoz, fünfzehn Millionen Franken ständen bereit, um Auffangbecken für das Löschwasser des nächsten »Brandfalles« im Werk Schweizerhalle zu bauen. Diese schon längst fällige Maßnahme ist eine der »Lehren« aus der Katastrophe. Schon vorher hatte das Unternehmen bekanntgegeben, es wolle die Lagermenge

toxischer und brennbarer Substanzen reduzieren. Um dies zu erreichen, werde die Produktion von Wirkstoffen zur Herstellung von Insektiziden von 2400 auf 1000 Tonnen jährlich reduziert. Eine Beschränkung ist dies allerdings nicht. Sandoz will nämlich dafür in Zukunft vermehrt Wirkstoffe zukaufen.

Das Prinzip, mit dem auf die »Herausforderung Schweizerhalle« von Seiten der Chemie reagiert werden soll, ist klar: Angelaufene Entwicklungen werden lediglich beschleunigt und schon längst projektierte Bauvorhaben endlich ausgeführt. Gewisse verzichtbare Produkte werden aus dem Verkehr gezogen, überfällige Brandschutzanlagen installiert. Aus diesen lauen Maßnahmen schlagen katastrophengeprüfte PR-Strategen Kapital: Als Äußerungen eines nach dem »Ereignis« geschärften Sicherheits- und Umweltbewußtseins werden sie der Öffentlichkeit verkauft, ohne daß auch nur eines der kleinen, mittleren und größten »Ereignisse« verhindert worden wäre. Und was nicht vergessen werden darf: Ein großer Teil der am ersten November in die Luft und ins Wasser verklappten Chemikalien gehen durch's Jahr ganz regulär und gewollt in den Boden, als Biozide.

Gegen diese Kontinuität der Großchemie hat punktueller Widerstand einer heterogenen Bevölkerung keine reelle Chance. Resignation, Ohnmacht und Bequemlichkeit arbeiten den Interessen der Industrie in die Hände.

Aus der ersten Ohnmacht war in Basel für kurze Zeit Entschlossenheit geworden. Die Selbsthilfe-Organisation, »Aktion Selbstschutz«, wurde am 16. November, eine Woche nach einer Großdemo, ins Leben gerufen. Dieses Aktions-Forum ereilte nach einer lebendigen Anfangsphase das Schicksal aller spontan aus dem Boden gestampften Betroffenheitszirkel. Langatmige interne Strategiediskussionen fraßen mit der Zeit alle Energie für aktives Handeln auf. Linke Parteiquerelen um den politischen Kurs gaben dem Club den Rest. Hinzu kam, daß die »Aktion Selbstschutz« jegliche Reaktion gegenüber Sandoz für sich monopolisierte und so heute den Widerstand lahmlegt. Die anfängliche Entschlossenheit atomisierte sich in über 20 Arbeitsgruppen zu Umwelt- und Politthemen. Letzte Manifestation der Existenz der »Aktion Selbstschutz« ist ihre Zeitung, die »Gasette«.

Lahm legen sich selber in der Schweiz auch die Grünen, die sich in einer Vielzahl von Splittergruppen befehden. Von dieser Zerrissenheit profitieren die etablierten Parteien, die im grünen Tarngewand das Feld der Umweltpolitik für sich in Anspruch nehmen. Nach dem lautstarken, aber erfolglosen Ruf nach einer »Sanften Chemie« zog sich der grüne Haufen zurück in seine Grabenkriege. Begraben.

Konkret 11/87, S. 38

Magazin

LOK ISRAEL

Erinnern wir uns? Auf der LP »Mountain Town« der Lok Kreuzberg singt Uwe Holz über den »Herrn Quittegelb«, den Redakteur in »Axel Cäsars Meinungsmacherei« »Der Herr Quittegelb hat furchtbar Angst,/daß ein andrer schneller ist als er./Axel Cäsar kennt da kein Pardon./Wenn er keine heißen Storys bringt./Böse Träume hat Herr Quittegelb./Die fressen ihn von innen auf.« Das war irgendwann Anfang der Achtziger. Jetzt meldet dpa »Die Journalisten Israels sind empört. Der Grund Ihre Berufsgilde wird in einem Schlager mit dem Titel 'Kleiner Journalist so ziemlich als das Schlimmste bezeichnet, was es auf Erden gibt- 1...) Der Text erzählt von einem 'kleinen Journalisten, der 'vor lauter Blutdurst und Schadenfreude in der Nacht nicht einschlafen' könne. Unter anderem heißt es 'Wer ist das nächste Opfer... wen hast Du morgen in Deinem Visier?«

AUFGEPASST HEIDEMANN

Die Schreibmaschine, auf der Hitlers »Mein Kampf« geschrieben wurde – was nichts anderes heißt, als daß es sich nicht um die Maschine handelt, auf der Hitler »Mein Kampf« geschrieben hat – soll Anfang November auf einer Auktion in München (schon wieder!) den Besitzer wechseln. Es handelt sich dabei um eine Remington Portable, die nach Ansicht von Experten mindestens 55 000 DM kosten wird.

RADIKALAUER

Von Winfried Thomsen

Hallo Geißler, schon gemerkt, daß ohne die Sozis in Kiel der Tod in Genf nicht möglich gewesen wäre?

Der Kieler Saustall ist auch nur die Spitze des Schweineberges (nördliche Herde)

Was ich so über die Hafenstraße lese: Das muß ja die reinste Staatskanzlei sein.

Stoltenberg, eine Karriere: Von der Weltbank in New York auf die Reservebank in Kiel.

Na, Boris, wieder verloren? Du darfst eben nicht immer gegen Ausländer spielen.

Kohl will Konsequenzen daraus, daß im Sommer so viel Dummes geredet worden sei. Er hört als Erster auf.

Auch Politiker kämpfen um Ehre. Die wenigsten bekommen eine

DENUNZIANT

Auch wieder so ein Jubiläum: Seit 20 Jahren in insgesamt 200 Sendungen wird in der ZDF-Sendung »Aktenzeichen XY...« dafür gesorgt, daß die denunziatorischen Elemente in der deutschen Volksseele weiter ihren Zucker bekommen. Die durchschnittliche Einschaltquote für diese Sendung liegt bei 32 Prozent, was etwa 1 1,3 Millionen Zuschauern entspricht. Sie nimmt damit einen Top-Platz im gesamten Programmangebot ein. E. Zimmermann, der – wie gehabt – treu-deutsch vom Schreibtisch aus die Jagd inszeniert, kann sich des Lobes seines Namensvetters F. Zimmermann samt aller Vorgänger bis zurück zu Maihofer gewiß sein Die sogenannten »sachdienlichen Hinweise« aus der Zivilbevölkenung waren es, die beispielsweise die meisten RAF-Mitglieder hochgehen ließen und nicht etwa der so wunderbare ausgerüstete Polizeiapparat mit seinen ausgewichsten und häufig schon mal nicht so ganz legalen Fahndungsmethoden. Chapeau, Herr Zimmermann und gleich noch eins auf denselben.

HÖLLENLÖCHER

»Höllenlöcher, ungeeignet für menschliche Wesen« sind die Massenunterkünfte der Eisenbahnarbeiter der staatlichen südafrikanischen Unternehmens SATS laut einem Bericht der Genfer Internationalen Arbeitsorganisation ILO. Die Unfallzahlen im Eisenbahnbereich werden darin als »grausam« bezeichnet. 55 Stunden in der Woche müssen sich die Arbeiter bei der Bahn für die weißen Herren abrackern. Hinreichende medizinische Versorgung sei nur durch Bestechung der SATS-Betriebsärzte zu erlangen.

SORRY!

Versehentlich schoß ein Jagdflugzeug der US-Marine vom Typ »Tomcat« während eines NATO-Manövers eine »Phantom« der US-Luftwaffe ab. Die zwei Piloten der mit einer Rakete bestückten Phantom konnten sich retten. Abrüstungsmaßnahmen dieser Art sollen, dem Vernehmen nach, nicht wiederholt werden.

OUT OF CONTROL

Die Lage sei völlig außer Kontrolle, erklärte der Leiter einer Drogenberatungsstelle in Hollywood Seit drei Jahren greifen in den USA etwa 35 Prozent aller bei Film und Fernsehen Beschäftigen regelmäßig zu Alkohol und Rauschgift. Vorher waren es nur schlappe 25 Prozent.

IRAKGATE

Richard Cunningham, US-Amerikaner aus Ohio, hat auf seine Weise auf Irangate reagiert. Dem irakischen Präsidenten Saddam Hussein sandte er einen Scheck über zehn Dollar und schrieb dazu »Ich bin arbeitslos, aber ich werde mich bemühen, Ihnen monatlich einen Scheck zu schicken, und sei es nur für den Wert einer Kugel oder der Lebensmittelration eines irakischen Soldaten... Da die USA ihren schlimmsten Feind bewaffnen (den Iran), ich bin überzeugt, daß niemand mich einsperren oder bestrafen kann für die persönliche Hilfe, die ich dem Irak leiste.«

NEGER UND KOMMUNISTEN

Im »Deutschen Anzeiger« (schwer rechts) erschien ein »satirischer Aufsatz« (schwer witzig) über Flüchtlinge in der BRD, das hier immer Deutschland heißt. Wir zitieren: »Wie Sie wissen, kommt ein Teil unserer aufzunehmenden Flüchtlinge aus dem innerafrikanischen Staat K'remilatutu M'balutu. Ein ehemaliger Staatssekretär der dortigen Regierung, dem die Ministerialzulage und das Kindergeld zu armselig erschien, hat hier nun, nachdem er als politischer Flüchtling anerkannt war und die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten hat, nach Mitteln und Wegen gesucht, wie nicht nur der Staatskasse von K'remllatutu auf die Beine geholfen werden kann, sondern wie auch gleichzeitig den asylsuchenden Inländern eine ganz neue Perspektive geboten werden kann.«

RICHTERSPRÜCHE

Ein Palästinenser, der wegen Handels mit 600 Gramm Heroin zu vier Jahren Knast verurteilt wurde reagierte während der Urteilsverkündung auf das Urteil eines westberliner Richters, indem er den Arm hob und »Heil Hitler« rief. Ein anwesender Schöffe, der sich von dem nach seiner Ansicht zu harten Urteil distanzieren und Verständnis für den Frust des Verurteilten ausdrücken wollte, hob ebenfalls den Arm und rief »Sieg Heil«.

Der Schöffe wurde wegen Verwendung von nationalsozialistischen Kennzeichen und Richterbeleidung vom Berliner Amtsgericht zu 6000 DM (100 Tagessätze à 60 DM) verurteilt.

DEUTSCH, DEUTSCH, DEUTSCH

Der rheinland(deutsch)-pfälzische (deutsch) CDU(deutsch)-Landtagsabgeordnete Dieter Hörner (deutsch) ist empört darüber, daß Joachim Fuchsberger (deutsch) in seiner ARD (deutsch)-Talkshow seinem Gast Hermann Höcherl (deutsch)

französischen Wein mit lobenden Worten anbot. In einem Schreiben des Abgeordneten (deutsch) an den ARD (deutsch)Vorsitzenden, den Südwestfunk (deutsch)-Intendanten Willibald Hilf (deutsch), heißt es, Fuchsberger (deutsch) möge auch in Zukunft trinken, was ihm am besten schmecke. Ob der Show-Master (deutsch) aber über einen deutschen Sender unbedingt Werbung für französischen Wein machen müsse, sei fraglich, zumal er sich kaum vorstellen könne (deutsch), daß ähnliches »mit umgekehrten Vorzeichen« (deutsch fehlerhaft) im französischen Fernsehen (noch nicht deutsch) denkbar wäre. Daher sollte Hilf (deutsch) dazu beitragen, daß bei künftigen Sendungen deutsche (deutsch) Weine ausgeschenkt werden. Muß auch alles ausgetrunken werden?

FEINER EINFALL

2000 japanische Fernsehzuschauer machten von der Möglichkeit Gebrauch, per Satellit in Frankreich mal kurz einzukaufen. Eine französische Exportgesellschaft hatte sich 90 Minuten lang eine Leitung gesichert, um so an das finanzkräftige Klientel in Japan heranzukommen. Der Erfolg war beträchtlich: Noble Kolliers, feine Weine (Flaschenpreis ca. 400 DM) gingen ebenso weg wie andere Luxusartikel. Die Krönung der Verkaufsaktion Ein Schloß mit 70 Hektar Land ging für gerade zehn Mio. Francs, was umgerechnet drei Mio. DM sind, an einen neuen Eigentümer in Japan.

HOCH HINAUS

Mit einem bestechenden Einfall mobilisiert die Gewerkschaft OTV ihre Mitglieder, so richtig hart und unnachgiebig für die Einführung der 35-Stunden-Woche im Öffentlichen Dienst zu fighten. Ein DIN-A4-Bogen muß entlang der vorgegebenen Falzlinien solange geknickt und gefaltet werden, bis daraus nicht etwa eine Brieftaube wird – das hat sich möglicherweise die Deutsche Postgewerkschaft im DGB vorbehalten – , sondern ein »Flugkörper« . So steht es auf dem Faltblatt. Diesen schönen Einfall hat sich die OTV von Reinhold Meier Ateliers andrehen lassen, der auf das Faltwerk auch gleich noch das Copyright geltend macht.

MITTERRAND. WER SONST.

Damit die Franzosen, die im nächsten Jahr einen neuen Präsidenten zu wählen haben, schon jetzt merken, daß diese Wahl ins Haus steht, ist der Wettkampf der Meinungsumfragen bereits in vollem Gange. Danach sieht es gegenwärtig so aus, daß die anderen neben dem amtierenden Präsidenten eigentlich überhaupt nicht anzutreten brauchen. Im ersten Wahlgang käme Rocard gerade auf neun Prozent der Stimmen, ein Prozentpunkt weniger als Le Pen, Mitterrand auf 30. Stellte sich Rocord gar nicht erst zur Wahl, käme Mitterrand im ersten Durchgang auf 38 Prozent, Barre auf 21, Chirac auf 19, Le Pen auf 11. Wäre Rocard der Kandidat der Sozialisten, erhielte er gerade 28 Prozent.

Für den zweiten und letztlich entscheidenden Wahlgang prognostizierten die Meinungsumfrageinstitute einen klaren Sieg Mitterands gegen Chirac (44 Prozent) und Barre (46 Prozent). Rocard seinerseits würde zwar Chirac (48) schlagen, aber von Barre {53) abgebürstet werden. Und nun die Preisfrage: Wer kandidiert überhaupt für dieses Amt?

RESOZIALISIERUNG

Kaum ist die KWU bei Mutter Siemens reintegriert, rüstet sie um und zeigt, was sie sonst noch kann. Vielleicht ist es nicht die echte Reue, jedenfalls hat KWU gemeinsam mit der Kernforschungsanlage Jülich eine Anlage zur Reinigung der Abwässer einer Kartoffelstärkefabrik in Lüchow entwickelt. Die »Wendland Stärke Anlagen KG« nahm sie jetzt in Betrieb und erzeugt mit dem KWU-Ding auch noch Energie: Biogas.

EISBEIN AM BOSPORUS

Ingeborg Hoffmann, KONKRET-bekannte Gastronomin mit CDU-Bundestagsmandat, nutzte selbiges einmal mehr für ihre Türkei-Aktivitäten. Auf ihre Veranlassung hin fand im Sheraton-Hotel zu Istanbul eine »Deutsche Woche der Gastlichkeit« statt. Ingeborgs Kollegenschaft präsentierte »der türkischen Öffentlichkeit ihre kulinarischen Produkte«. Die Lufthansa transportierte kostenlos ca. 1 200 Flaschen bester Weinqualität, die die Winzergenossenschaft 'Südliche Weinstraße' anbot. Feilgeboten wurden gleichzeitig die Weinkönigin sowie ein Pfälzer Meisterkoch, »der den türkischen Gästen deutsche Spezialitäten zubereitet«. Ingeborg Hoffmann hob die »völkerverbindende Aufgabe der Gastronomie« hervor. Dies alles fand schon deshalb in Istanbul statt, weil in Hamburg oder Wanne-Eickel längst nicht überall Türken bedient werden.

ES IST, WIE ES WAR

Der britische Adel ist dank seiner Landbesitze immer noch weitaus reicher als die bürgerlichen Reichen des Landes. Beide zusammen, Geburtsadel und Geldadel, besitzen bei einem Bevölkerungsanteil von nur einem Prozent 83,7 Prozent des Grund und Bodens und 81,2 Prozent der Wirtschaftsanteile im Lande, wie das Forschungsinstitut der britischen Gewerkschaften herausfand.

IMMER DIESE KRIEGSFILME

Coppola, Stone und wie sie alle heißen haben ja noch mal Glück gehabt. Sie konnten ihre Vietnam-Filme noch auf den Philippinen drehen und wurden dabei zuvorkommendst bedient von den Militärs auf der Insel. Die stellten bislang bereitwillig Mann und Material zur Verfügung. Damit ist es jetzt vorbei. Zwar wird erklärt, daß der Absturz des einzigen Sikorsky-Hubschrauber der Armee bei den Dreharbeiten für einen US-amerikanischen Action-Film der Anlaß für die künftige Verweigerung gewesen sei, aber so recht mag daran niemand glauben. Wahrscheinlicher ist, daß die Filmstatisten für die echten Schlachtfelder gebraucht werden. Oder anders gesagt: Es schickt sich nicht, an einem Ort Vietnam-Filme zu drehen, an dem gerade der Stoff für künftige Filme mit ähnlicher Thematik tatsächlich passiert.

FÜR DAS POSITIVE UND DIE BLÖDEN

Der NDR-Intendant Dr. Peter Schiwy hat eine Rede geredet. In Westberlin vor der Industrie- und Handelskammer. Dort konnte er sagen »Wir wollen Magazine, die ihre Filme ohne Respekt vor Drohungen, aber mit Respekt vor Verantwortung ehrlich und seriös recherchieren und präsentieren. Wir müssen aber nicht zusehen, daß unser Parlamentarismus und unsere Marktwirtschaft aus schierer Lust an Kritik unter Dauerbeschuß kommen. Wir brauchen keine Magazine, die Forum nur für Minister und Manager sein wollen und Journalisten zu Stichwortlieferanten degradieren, aber ebensowenig Sendungen, die in jedem Unternehmer einen Ausbeuter sehen und ihn verteufeln, wenn er Gewinne erwirtschaftet (weil er dann hochverdächtigen 'Profit' macht) und wenn er Verluste anhäuft (weil er dann ein übler Bankrotteur ist und Arbeitslose produziert) . Wir wollen keine Beiträge, die bloß ein paar hundert Experten verstehen und goutieren. Aber Wirtschaft kann so verwickelt sein daß es ausgeschlossen ist, immer für Millionen verständlich zu Sein . Aus der Medienforschung wissen wir – das ist kein sehr schöner Befund – , daß gerade unter den Vielsehern die geringsten Voraussetzungen vorhanden sind, ein zu hohes Niveau noch bewältigen zu können.«

NOCH MEHR FREIHEIT

Für das Jahr 2000 werden die Bundesbürger mit mehr Freizeit rechnen können. Ob erwünscht oder erzwungen, sie wissen in jedem Fall etwas damit anzufangen. Denn die typisch deutsche Lebensphilosophie, zu leben, um zu arbeiten, sei out. Das fand das BAT-Freizeitforschungsinstitut in Hamburg bei einer Befragung von 2000 Bundesbürgern über 14 Jahren heraus.

Jeder zweite Bundesbürger will sich bei längerer Freizeit verstärkt seinen Hobbys, beispielsweise der Gartenarbeit, widmen. Auch die deutsche Familie soll nicht weiter zu kurz kommen: 45 Prozent der Befragten wollen mehr Zeit in sie investieren. Um Freunde möchten sich rund 40 Prozent kümmern. Ebensoviele wünschen sich mehr Muße für sich selbst. Der Entlastung staatlicher Hilfsprogramme wollen sich 21 Prozent aller Frauen durch unentgeltliche Tätigkeit in Alten- und Nachbarschaftshilfe verschreiben. Dieses Interesse ist bei Männern nur halb so groß wie bei Frauen.

Wieviele Arbeitslose sich unter den Befragten befanden, gab das Institut nicht bekannt. Wahrscheinlich keine, denn sie wissen, was sich hinter dem Euphemismus »vermehrte Freizeit« wirklich verbirgt.

DIE FRAU VON DASHIELL

Zu einem Zeitpunkt, da Suhrkamp Lillian Hellmans Memoirenband »Eine unfertige Frau« aus der Taschenbuch-Reihe ins Programm der weißen Riesinnen hievt – 1970 aufgelegt, hatte der Band 1980 immerhin schon die zweite Auflage mit dem 7. bis 9. Tausend erklommen – , schiebt der Verlag Neue Kritik eine Neuauflage von »Die Zeit der Schurken« (123 Seiten, Abbildungen, 16 DM) nach. Wichtig sind beide Bände. Hellman (1907 1984), Theaterautorin, Harvardprofessorin, Journalistin, war so liberal, daß sie in den USA gleich als Linke angesehen und abgestempelt wurde. Das war sie gewiß nicht. Offen war sie. So offen, daß sie sich vor dem Ausschuß für unamerikanische Umtriebe verantworten mußte. In »Eine

unfertige Frau« schildert sie ihr Leben, in »Die Zeit der Schurken«, dritter Band ihrer Memoiren – wo ist eigentlich »Pentimento«, der zweite? – ihren Auftritt vor dem Mc-Carthy-Haufen. Manchen hierzulande ist sie vor allem aber die Lebensgefährtin von Dashiel Hammett gewesen. Ja, ja. Das war sie auch.

TOUR DE CHINE

»Will man in Peking mit dem Fahrrad fahren, braucht man eine Klingel, eine Bremse und ein Schloß. Eigentlich ist die Klingel absolut unnütz. Das Schloß ist notwendig. Hast du keins, kann dir dein Rad abhanden kommen. Am wichtigsten ist die Bremse. Funktioniert die nicht, kann es dich das Leben kosten. Ich habe ja gerade erzählt, wie schwer es ist, ein Markenfahrrad zu erstehen. Es ist ganz normal, daß Frauen auf Herrenrädern fahren. Das ist nicht immer einfach; wenn die Frauen im Sommer Röcke tragen, wird das Auf- und Absteigen zum Problem. Da muß man das Bein so hoch heben, daß die Schlüpfer vorgucken. Aber Damenräder gibt es so gut wie gar nicht zu kaufen. He? Was soll denn so eine Frage? Auch wenn ich meine Tage habe, fahre ich mit dem Rad. Was hat denn das miteinander zu tun? Ich habe schon mal gedacht, es sollte ein Film aber uns Radfahrer gedreht werden, der in einigen Jahrzehnten aufgeführt wird damit unsere Kinder und Enkel uns mal sehen. Wir, das sind die, die so radgefahren sind, um sie großzuziehen, die immer ihre Fahrradzulassung, das Einkaufsberichtsheft, das Getreide- und Gasheft, die Getreide- und Ölmarken bei sich hatten... die den ganzen Tag bis in den späten Abend rumgegondelt sind, die in China die 'Vier Modernisierungen' durchgesetzt haben. Wenn ich daran denke, bin ich sehr stolz. Müssen Sie nicht lachen über meine Naivität? Es ist aber wirklich so. Da liegen Sie falsch! Wenn ich zur Arbeit mußte, hatte ich mich da so lange mit ihnen unterhalten können? Ich komme von der Arbeit, habe gestern abend noch eine Schicht rangehängt, damit ich die Abrechnung schaffe. Haben Sie nicht gesehen, daß ich von Osten nach Westen fahren- – nach Hause?«

{Auszug aus Zhang Xinxin, Song Ye: Zwei chinesische Protokolle; veröffentlicht in »Sinn und Form«, Juli/August 1987)

WANDBILDER FÜR NICARAGUA

Bunt werden künftig die Wände des Nationalpalastes in Managua sein. Den Anfang machte der mexikanische Maler Arnold Belkin, ein früherer Mitarbeiter von David Alfaro Siqueiros: Er schenkte dem nicaraguanischen Volk ein großflächiges Wandbild mit den Konterfeis von Emiliano Zapata und Augusto César Sandino, den Nationalhelden Mexikos und Nicaraguas. Der Künstler zu seinem Werk: Es soll die Verbundenheit beider Völker im Streben nach Unabhängigkeit, Souveränität und Selbstbestimmung dokumentieren. Mexikanische und nicaraguanische Künstler arbeiten derzeit an mehreren anderen Wandbildern.

WEIHNACHTEN KOMMT

Wer hier meint, daß alles noch zu früh sei, der sei gewarnt der Trend für den Weihnachtsbaum '87 liegt so, daß nicht einfach der Weihnachtsbaum '86 oder gar der von '85 gleichsam imitiert werden kann. Also absolut out sind alle Holztierchen im Laubsägestil nach skandinavischem Vorbild, Strohsterne sowieso und auch der Schabernack mit einheitlichem Farbton für Kugeln und Kerzen ist vorbei. Angesagt sind die Engelchen und Weihnachtsmänner, Tannenzapfen aus den fünfziger Jahren, angesagt ist Buntheit, und die absoluten In-Farben für Kerzen, Kugeln und das andere Zeug sind (in dieser Reihenfolge) rot, gold, silber, blau, grün, lachsrosa, türkis. Irgendwie fehlt nur noch schwarz.

JUNGES KINO

Am 20. Juli 1979, nur einen Tag nach dem Sieg der Sandinisten, gründeten vier junge Leute in Managua das Nicaraguanische Filminstitut INCINE. Im Frühjahr dieses Jahres konnte – nachdem das Filminstitut in den ersten Jahren ausschließlich Dokumentarfilme produziert hatte – der erste nicaraguanische Spielfilm, »Frauen der Front«, vorgestellt werden. Über die Bedeutung dieses Films sprach der 34jährige Regisseur Ivan Argüello in einem Interview mit der DDR-Zeitschrift »Sonntag«: »Der Film markiert einen neuen Abschnitt in unserer künstlerischen Arbeit. Es ist ein sehr wichtiges kulturelles Ereignis nicht nur für INCINE, sondern für Nicaragua insgesamt, denn damit zeigen wir, daß wir in der Lage sind, Filme zu machen. Solche allerdings, die unsere Probleme und unsere Art zu leben darstellen. Das ist sehr bedeutsam, denn bisher sind unsere Menschen daran gewöhnt, Filme aus anderen Ländern zu sehen, vor allem aus den USA und aus Mexiko. Deshalb ist es sehr ungewöhnlich, uns selbst auf der Leinwand wiederzufinden. Wir werden mit unserer eigenen Realität konfrontiert. Auf diese Art und Weise identifiziert sich unser Volk mit seine r Wirklichkeit, mit seinem Bild, die

vollen Kinos sind ein Beweis dafür. Es sieht sich erstmals selbst seine eigene Geschichte. Ich denke, das ist eine der wichtigsten Leistungen dieses Films (...)

Der Film war wirklich eine schwere und langwierige Geburt, denn im Grunde mußten wir auf allen Gebieten unsere ersten eigenen Erfahrungen sammeln. INCINE hatte noch nie zuvor mit einem derartigen Budget für einen Film gearbeitet. Ich selbst hatte bisher nur Dokumentarfilme gemacht. Mit der Mehrzahl der Darsteller mußten wir kurze Intensivkurse zu grundlegenden Regeln und Techniken der Schauspielkunst durchführen. Dazu kommen die ungezählten technischen Schwierigkeiten, zum Beispiel hatten wir nicht genügend Fahrzeuge, um alle beteiligten zu den jeweiligen Drehorten zu transportieren.

Am schwersten traf uns, daß wir 30 Minuten schon fertig gedrehtes Material nicht mehr verwenden konnten, da auf Grund von Stromschwankungen die Qualität der Aufnahmen zu sehr beeinträchtigt worden war. Deshalb hat der Film nur eine Länge von 60 Minuten, obwohl eigentlich 90 Minuten geplant waren.

Aber trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten, das Entscheidende ist, daß wir diesen unseren Film fertiggestellt haben, nicht zuletzt auch dank der uneigennützigen Unterstützung durch unsere kubanischen Freunde. Wir hatten auch viele freiwillige Helfer: die Bewohner des Dorfes, die uns mit Essen versorgten, die Sandinistischen Verteidigungskomitees und alle anderen Massenorganisationen.

Wir alle hatten und haben den einen großen Wunsch: Alle Welt soll wissen, was hier passiert. »

HOFFMANN IST SANDINO

Dustin Hoffmann, erfolgreicher US-amerikanischer Schauspieler, hat die Vielfalt seiner bisherigen Rollen um eine weitere ergänzt: Er spielt den nicaraguanischen Nationalhelden und Befreiungskämpfer Augusto Cesar Sandino (1895-1934). Regie fuhrt der Chilene Miguel Littin. Der Film entsteht in Koproduktion zwischen Nicaragua, Mexiko, Spanien, Italien und Großbritannien. Gedreht wird ab Februar nächsten Jahres, und zwar an Originalschauplätzen in Nicaragua und Mexiko. Der nicaraguanische Vizepräsident und Schriftsteller Dr. Sergio Ramirez hat am Drehbuch mitgewirkt. Auf die Mutmaßung der »New York Times« hin, trotz des Wahrheitsstrebens des Hauptdarstellers wurden »die Funktionäre Nicaraguas... schon irgendwo ein Feigenblatt aufkleben«, schrieb Hoffmann an Regisseur Littin »... was Nicaragua betrifft: Ich habe jedenfalls kein Feigenblatt dort, wo mein Herz schlägt.«

CHILLS

Obwohl Aufritte westlicher Künstler in osteuropäischen Staaten in den letzten Monaten zugenommen haben, sind die Fans jenseits dortzulande mit neuen innovativen Bands nicht gerade verwöhnt worden. Die Chills, die hierzulande im Frühjahr letzten Jahres als Vorboten einer neuseeländischen Pop-Invasion erste Lorbeeren einheimsten (siehe auch KONKRET 5/86), wollen Abhilfe schaffen. Sie spielen am 8.11. in der Hauptstadt der DDR im Haus der jungen Talente. Tags darauf steht ein Aufritt im Loh, also im Westteil der Stadt, auf dem Programm. Dazu kommen ein Dutzend Gigs in Wessiland. Tourneestart ist am 4.11. in der Hamburger Markthalle.

ACH DORIS DÖRRIE

Dem Plappermaul des bundesdeutschen Films hat der zürcher Diogenes Verlag einen Wunsch erfüllt. Er hat unter dem Titel »Liebe, Schmerz und das ganze verdammte Zeug« (176 Seiten, 24,80 DM) vier Geschichten herausgegeben, von denen Dörrie ja offenbar noch so viele in der Schublade hat. Drei dieser Geschichten hat sie schon zu Filmen machen können, die vierte, »Geld«, steht mindestens in der Planung. »Ihre Filme entstehen aus ihren Geschichten«, hat im New Yorker »Village Voice« gestanden. Das trifft zu . Aber es sagt weder etwas über die Geschichten noch über die Filme.

DEMNÄCHST IN IHREM THEATER

»Sie erstarrt, vor seinem Gesicht zu Tode erschrocken. Seine Augen glühen. Ich bin Cobra Verde, der Cangaceiro, zischte er sie an, ich brauche nicht zu sprechen. Er packt sie, reißt sie an sich, küßt sie wild. Sie läßt es geschehen. Er wirft sie auf einen Fleck Rasen nieder und reißt ihr die Bluse auf. Sie läßt das Raubtier gewähren. Mit ihren hellen Armen umschlingt sie seinen Hals. Kolibris stieben aus einem Gesträuch und zeichnen aufgeregt Bahnen in das Violett des abendlichen Himmels. Eine Fiedel ertönt in dem Schwirren der Flügel.«

Wer schreibt so? Werner Herzog. Wer ist Cobra Verde? Klaus Kinski. Demnächst in ihrem Theater. Jetzt erst einmal als Filmerzählung: Werner Herzog »Cobra Verde« (Hanser Verlag, München, 96 Seiten, DM 24). Only in black and white.

KURT MAETZIG

Eigentlich hatte er diesem Band den Titel »Lernt aus meinen Fehlern!« geben wollen. Das ging dann aber doch nicht. Denn er ist wer. Kurt Maetzig Jahrgang 1911, promovierter Naturwissenschaftler, Mitbegründer der DEFA, Regisseur von 20 Spielfilmen, langjähriger Rektor der Babelsberger Filmschule, Ordentliches Mitglied der Akademie der Künste der DDR, Mentor zahlreicher Filmemacher. Und nun heißt der Band mit den Gesprächen, Reden und Schriften einfach »Filmarbeit« (Henschelverlag, Berlin, DDR, 550 Seiten, Abbildungen, 28,50 DM). Doch so dröge der Titel, so aufregend besonders jenes einleitende, gut 150 Seiten lange Gespräch, das der Herausgeber des Bandes, Günter Agde, mit dem Filmemacher führte. Keine Spur von Selbstgefälligkeit angesichts des Werkes und der Arbeit, die Maetzig für die Entwicklung des Filmwesens in der DDR geleistet hat. Nützlich, der Band.

SYNCHRONISATION

OmU – vielleicht gewöhnt man sich hierzulande doch noch langsam daran, daß Filme im Original mit Untertiteln laufen und nicht mit einer Sprache, die deutsch klingt, aber zugleich immer auch viel mehr sein soll. Nur ganz selbstverständlich und doch befremdlich, daß etwa die Neger in Schlöndorffs »Der Aufstand der alten Männer« nicht wie Schwarze sprechen, sondern – Fiktion, Fiktion - gerade so, als bestellte sich Wolfgang Kieling als waschechter Berliner im Imbiß unter dem Bahnhof Friedrichstraße eine Riesenbockwurst mit 'nem großen Klacks Mostrich. Pumpernickel ist dabei, klar doch, und Ron Williams und all die anderen Quasselbacken, deren Gesichter man nicht erkennt, aber deren Stimmen allgegenwärtig sind. Ein offenbar sehr routinierter Synchronsprecher wie Wolfgang Draeger – keine Fiktion – ist hierzulande zuständig für Woody Allen, James Cagney, Dudley Moore und Alain Delon und wahrscheinlich noch für den einen oder anderen Werbespot. Über den Sprecher von Luis de Funès, Gert Martinsen, wußte das »NDR-Magazin« jüngst zu berichten, daß, als Martinsen krank wurde, »die verzweifelten Synchronisateure keinen Ersatz fanden und fast darüber froh waren, daß das französische Original bald danach starb.«

Der ganz fürchterlichen Konsequenz solcher Konstellationen bewußt, kommen mehr und mehr Film im OmU auch auf die bundesdeutschen Leinwände. Tanners »Eine Flamme in meinem Herzen« etwa, Boormans »Hoffnung und Ruhm«, Zetterlings »Amorosa«, Godards »Die Verachtung« Rohmers »4 Abenteuer von Reinette und Mirabelle« und selbst für Godards »Außer Atem«, der im Mai des kommenden Jahres wieder in die Kinos kommen wird, wirbt der prokino-Filmverleih mit Omu: »Zum ersten Mal in Deutschland zeigen wir diesen Film in der Originalfassung mit deutschen Untertiteln in wunderschönen Schwarz-Weiß-Kopien, die direkt vom Originalnegativ gezogen werden.« Vor einigen Jahren hätte das noch als Abschreckung gegolten.

WEITERE 30 BÄNDE

Als der Lamuv-Verlag, der Peter Hammer-Verlag und der Unionsverlag vor fünf Jahren die Reihe »Dialog Dritte Welt« der Öffentlichkeit vorstellten, fand dieses, in der bundesdeutschen Verlagslandschaft einzigartige Vorhaben, Literatur aus Afrika, Asien und Lateinamerika im deutschsprachigen Raum zugänglich zu machen, große Resonanz. 40 Titel bekannter und unbekannter Autoren aus der Dritten Welt liegen inzwischen, zum Großteil in Erstübersetzungen, vor und bilden den Grundstock einer Bibliothek der »anderen Hälfte der Weltliteratur«. Das auf fünf Jahre angelegte Projekt wird fortgesetzt. Mit drei neuen Titeln – Francis Bebeys »Eine Liebe in Duala«, Meja Mwangis »Wie ein Aas für Hunde« und Wang Mengs »Das Auge der Nacht« – startet die neue Folge Dialog Dritte Welt, in der in den nächsten fünf Jahren weitere 30 Bände erscheinen sollen.

Hermann Schulz, Leiter des Peter Hammer Verlages, in einer vorläufigen Bilanz- »Ohne Idealismus hätten wir das kaum durchgehalten. Wirtschaftlich gesehen, war das ganze Unternehmen ein kaum kalkulierbares Risiko. Trotzdem werten wir es als einen großen Erfolg, daß wir es geschafft haben, Literatur aus der Dritten Welt bei uns bekannter zu machen. Gerade Literatur eignet sich hervorragend um die Menschen und Kulturen anderer Länder und Kontinente kennenzulernen, Vorurteile abzubauen und zu einer solidarischen Haltung zu kommen. Aber bei allem Idealismus müssen wir natürlich auch die wirtschaftliche Seite sehen . Eine große Aufgabe der nächsten Zeit wird sein, unsere Abonnentenzahl zu erhöhen, denn ohne diesen engagierten Stamm von Abnehmern würde es für die drei kleinen Verlage sehr schwer, Dialog Dritte Welt auszubauen.«

BRÜCHIGER, HOHLER BAUM

Es war eine der absolut geilsten heißen Nächte in diesem Frühherbst. Gewesen. Es war nicht um Geld. Gegangen. Wir hatten. Gespielt. Immer weiter. Bis in die trunkene Dämmerung, nein trunken-bleierne Dämmerung des frühen Tages nach durchspielter Nacht. Dann hatte es nur Gewinner und nur einen Verlierer. Gegeben. Er hatte es. Das Buch . Er mußte ran. Und schon beim ersten Absatz, so erinnerte er sich später, wußte er genau, weshalb er nicht um den Sieg gefighted, aber gegen die Niederlage angekämpft hatte: »Bernd hatte sich hier mit Yvonne zu der ersten Begegnung nach so langen Jahren verabredet. Die Leere seines Inneren gegenüber der verblichenen toten Liebe sollte ausgegossen werden, eine leere Form, ein brüchiger, hohler Baum- die Äste fahle Galgen voll gehenkter, vertrockneter Blätter.«

Wer es noch nicht weiß. FJR hat ein neues Buch geschrieben »Der Wolkentrinker« (Rowohlt, 240 Seiten, 32 DM) Was soll man da noch sagen?

SCHLÖNDORFF: IRGENDWIE BETROFFEN

Volker Schlöndorff, bundesdeutscher Filmemacher, der sich gegenwärtig hauptsächlich in den USA abarbeitet (»Der Aufstand der alten Männer«) in einem Interview mit der westberliner Zeitung »Der Tagesspiegel« über den Vorwurf, daß seinen Filmen die persönliche Handschrift fehle:

»Das trifft mich schon, das trifft mich schon seit meinem ersten Film, 'Der junge Törless'. Diese Hiebe tun immer noch weh, aber ich kann nicht aus meiner Haut. Bloß weil in den Augen dieser vielen Kritiker meine Filme keinen persönlichen Touch haben oder so etwas, kann ich doch nicht aufhören, Filme zu machen. (...} Auf der anderen Seite habe ich mit meinen Filmen immer ein großes Publikum erreicht. Ich bin halt einer der unpersönlichereren Regisseure. Ich habe auch selbst das Gefühl, daß ich immer noch auf der Suche bin, und manchmal, nach einem besonders gelungenen Film, sage ich mir Ah, jetzt hast du deinen Stil gefunden. Und prompt interessiere ich mich dann für einen anderen Stoff, der eben einen vollkommen anderen Stil verlangt.«

Ehrlich, das ist schon fürchterlich. Dieses Elend auch.

Konkret 11/87, S. 41

Hermann L. Gremliza

Preisrede Karl Kraus-Preis 1987

ICH MUSS Sie enttäuschen: Noch einmal geht die Verleihung des Abschreckungspreises über die Bestimmungen, nach welchen er vergeben werden soll, hinweg. Noch einmal ist es nicht das hoffnungsvolle Talent, dem mit dem ausgelobten Preisgeld das Versprechen abgekauft werden könnte, nichts dergleichen mehr zu tun, sondern einen nützlichen Beruf zu ergreifen. Der Träger des Karl Kraus-Preises 1987 ist vielmehr ein Mann, den der letztjährige Preisträger einen »weltberühmten Schriftsteller« genannt hat und dessen Produkte dem Soziologen Oskar Negt schlicht »ein Gesamtwerk« sind. Ein weiteres Hindernis: daß der Preisträger dem Verlangen, nichts mehr zu schreiben, längst zuvorgekommen ist, und nur noch dazu verpflichtet werden könnte, künftig auch das Schreibenlassen zu lassen.

Erweist dieser Preis seine Eignung als richtiggehender deutscher Literaturpreis also darin, daß er am Wortlaut der Ausschreibung vorbei verliehen wird, soll er sich immerhin dadurch unterscheiden, daß er den Absichten des Namensgebers die Treue auch dann hält, wenn es der Jury weder zur Ehre noch zum Vorteil gereicht. Denn am Erfolg jenes Wirkens, das ich nun beendet zu sehen wünsche, kann ich mich nicht unschuldig bekennen, und ich weiß, daß mein Sprechen weniger Anklang finden wird, als mein schweigendes Mitmachen gefunden hat. *Aber die Neigung, sich eine Gefolgschaft um den Preis geistiger Nachgiebigkeit zu erhalten, besteht nicht.* Kein anderer Zwang als der, den ich mit der Einrichtung eines nach Karl Kraus benannten Preises über mich verhängt habe, bestimmt mich dazu, mit mir abzurechnen. Es ist das Pech des Preisträgers, daß die Begradigung meiner Wege seinen Karren aus der Bahn bringen wird. Er möge es für sein Glück halten. Denn noch einmal, wie zur Krönung eines lebenslangen Martyriums, darf dies Lamm alle Sünden der Welt auf seinem Karree tragen, nicht mehr nur bespieen von reaktionären Dunkelmännern und verfolgt von allgegenwärtigen Spitzeln, sondern beim Namen genannt und beim Wort genommen von einem Helfer und Genossen, der es nicht mehr sein kann; der ausbricht aus dem Netzwerk ökonomischer Solidarität und politischer Konjunktur, journalistischer Gesinnung und menschlicher Taktik; der die letzte der Enthüllungen, die den Titel trägt: »Sie nannten mich Wallraff«, selbst in die Hand nimmt, bevor der Auftrag, sie zu schreiben, an eine Konkurrenz vergeben wird, die es doch nur verpfuscht.

Täppische Anfänge hat sie schon unternommen. An dem Erfolgreichen, dessen Buch über die Leiden des Türken Ali gerade zum zweimillionsten Mal verkauft worden war, wurde da und dort herumgestichelt. Es wurden Zweifel an der »Glaubwürdigkeit« des »Unternehmens Wallraff« laut, das mit der Beschreibung des Elends reich geworden sei, und sogar daran, daß der Autor alles, was unter seinem Namen erscheint, selbst schreibe. In einem Interview mit dem »Spiegel« klärte Wallraff die Sache auf: »Es haben – das ist gar kein Geheimnis – bei meinen Büchern andere geholfen, und zwar auf unterschiedlichste Weise... Was das 'Bild'-Buch betrifft, haben mir die Freunde von 'Konkret' insofern geholfen, als sie für mich Archive gewälzt haben, indem sie für mich die Geschichte des Springer-Verlags recherchiert haben. Dann hat tatsächlich Hermann Gremliza das Buch redigiert. Er hat das so redigiert, wie es eigentlich mein Lektor vom Verlag hätte machen sollen, der aber zu der Zeit einen Böll-Roman bearbeitete und daher beim allerbesten Willen zeitlich nicht in der Lage war.« Keiner kann das mehr bedauern als ich, an dem es, wie ich nun erfahre, bloß wegen der beim allerbesten Willen unaufschiebbaren Bearbeitung irgendeines Böll-Romans hängenblieb, des Autors Erlebnisse in der »Bild«-Redaktion zu Protokoll zu nehmen und daraus ein Buch zu machen, das von der ersten Zeile des Vorworts bis zur letzten des Nachworts, das unter dem Pseudonym Reinhold Neven Du Mont erschien, an meinem Schreibtisch entstand. (Nicht anders verhält es sich mit dem größten Teil des zweiten »Bild«-Buchs und einem kleineren des dritten; die anderen Teile und die anderen Bücher, Aufsätze, Rezensionen und Reden haben andere geschrieben.) Ich sage die Wahrheit und Wallraff lügt nicht: Keins seiner Werke hat er geschrieben und alle stammen von ihm. Denn der »weltberühmte Schriftsteller«, der nicht schreiben kann, hat es vermocht, die verschiedenartigsten Autoren, deren Hilfe er sich versicherte, auf jenen einheitlichen Ton zu stimmen, der den echten Wallraff verbürgt, und die gesamte deutsche Literaturkritik und -wissenschaft glauben zu lassen, der Verfasser des »Aufmachers« sei von selbst nach »Ganz unten« gekommen. Daß keiner der Feingeister die groteske Unvereinbarkeit der Stile bemerkte, sollte es den Jüngern des Preisträgers, die diese Verleihung übrigläßt, zur Pflicht machen, jedem, der sich meiner späten Information bedienen will, das Wort, das er zuvor nicht fand, ins aufgerissene Maul zurückzustopfen.

Ich aber kann und will das nicht mehr, und nicht, weil sein Erfolg meinen Neid geweckt hätte. Im Gegenteil: Ich freue mich daran, weil es ja doch bitter wäre, meine Verhältnisse auf dem Rücken eines Sozialhilfeempfängers ordnen zu müssen. Und ordnen muß ich sie. Es geht nicht an, Autor des »Wie Hannelore Kohl die Russen bezauberte« zu sein, den Menschenrechtler Blüm abzuführen, den Karl Kraus-Preis einzurichten und zugleich ein »Gesamtwerk« erst durch Mitmachen und dann durch Schweigen zu decken, dessen literarischer Wert Müll und dessen politischer eine Pleite bedeutet. An dem nichts wahr ist, keine Erkenntnis, kein Gedanke, kein Wort. Jeder Satz meilenweit hinter und unter dem, was gedacht und geschrieben wurde, konsumierbar gemacht. verflacht, plattgehauen zu dünnsten Stereotypen, doch

vorgetragen wie die letzten Worte vom Kreuz (»und heute nun das erste deinerseits«, singt Wedekind). Mit dem Gestus des Enthüllers, der dem kränkelnden Mittelstand immer noch einmal und alle maßlos überraschend beweist – bitte sehr, hier sind erstklassige Unterlagen! – , daß es die da oben besser haben als die dort unten, daß Gerling tatsächlich ein Ausbeuter ist und ausländischen Proleten – man glaubt es kaum – noch übler mitgespielt wird als ihren deutschen Kollegen. Vor solcher Entdeckerfreude muß der Stolz eines Mannes verblassen, der herausgefunden hat, daß naß wird, wer einen Eimer Wasser übern Kopf kriegt, und dafür das Urheberrecht auf die Relativitätstheorie beansprucht. Als genügte es nicht, einen Blick durch die Speisenausgabe des Stammlokals zu werfen, um sich die Lektüre von »Ganz unten« zu ersparen; als enthüllte »Bild« mit der Schlagzeile »Steffi, wir lieben dich!« nicht mehr von sich, als alle echten »Bild«-Redakteure je erfahren werden und der falsche, der noch deren Unverständnis mißversteht, je begreifen wird; als deckte sich die Fiktion, diese Gesellschaft sei in all ihren Widersprüchen und ihrer Niedertracht nicht mit bloßem Auge, nämlich durch die Lektüre ihrer offiziösen Presse, restlos zu erkennen, nicht mit der Vorstellung des Generaldirektors, sein Söhnchen werde, wenn man es bloß ein paar Wochen an den Hochofen stellt, »von der Pieke auf lernen«. Was über den Kapitalismus in Erfahrung gebracht werden kann, steht im »Handelsblatt« und im Wirtschaftsteil der »Frankfurter Allgemeinen«, und präziser als in den »Industriereportagen«. Unterhaltsamer freilich sind diese. Und darin, heißt es, bestehe ihre »enorme« politische Wirkung.

Nun muß man ja nicht gleich fragen, ob denn eine Bundesrepublik, die diesen »weltberühmten Schriftsteller« nicht hätte, anders aussähe. Keinem Dichter wäre daraus, daß sie es nicht tut, ein Vorwurf zu machen. Einen aber, der jede Kritik an der geistigen, der künstlerischen Produktion mit dem Hinweis auf die »enorme politische Sprengkraft« seiner Werke abweist, wird man doch fragen dürfen, wie es zu verstehen ist, daß nach Verkauf einer Million Enthüllungsbücher über die »Bild«-Zeitung deren Auflage genau eine Million höher liegt als zuvor. Ist es dies Resultat, das Wallraff nach Ansicht seines Biographen Linder zu einem »der gefährlichsten deutschen Schriftsteller« macht? Und gefährlich für wen? Für die Konkurrenz von »Bild«?

Oskar Negt hat Wallraff in einem Aufsatz, in dem auch Wendungen vorkommen wie: »...läuft der Schreibprozeß ab nach den Regeln systematischer Vorurteilslosigkeit«, wovon sich wiederum der Literaturkritiker Heinrich Vormweg inspirieren ließ, als er schrieb: »Einmal festgemacht in einer überlegt ausgewählten sozialen Situation, läuft der Schreibprozeß ab...«, über den ich alter Gerichtsdiener Geschichten erzählen könnte – doch ich muß weiter: Negt also hat Wallraff den »politisch wirksamsten und von Arbeitern am meisten gelesenen Arbeiterschriftsteller der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft« genannt. Selbst wenn es wahr wäre, daß mehr als zehn Prozent der Wallraff-Leser Arbeiter sind und nicht bloß diplomierte Sozialarbeiter, bewiese das weder den Wert der Bücher noch den der Wirkung auf diese Leser. Es ist natürlich nicht wahr, und wie es ist, hat Wolfgang Pohrt, ohne sich in der Maske eines Uwe Herzog bei Wallraff eingeschlichen zu haben, ganz allein am Schreibtisch herausgefunden: Wallraff habe »mit wachsendem Erfolg wertvolle Orientierungshilfe für den sinngeschüttelten, von Selbstzweifeln und Identitätsproblemen geplagten Mittelstand geleistet, der in der leichtverdaulichen Social Fiction die dringend benötigte tröstliche Botschaft findet, es gäbe außerhalb seiner Klasse, also dort, wo es den Mittelständler hinzieht, nur Menschen, denen es entweder viel schlechter geht, oder die viel schlechter sind«. Das macht ja den Unwert der bloß moralischen Empörung aus: sie muß den Unterdrückten, um mit ihm leiden zu können, idealisieren, muß den mit Gewalt Entfremdeten, Entwürdigten, den Proleten, den Türken, den Schwarzen als den wahren, guten, schönen Menschen begreifen, dem die Armut als ein großer Glanz aus innen blinkt. Und wenn schon nicht mehr: arm aber glücklich, wie bei Rilke, so doch: arm und unglücklich, aber gut und heldenhaft. Des freuet sich der Leser sehr, auf daß es ewig bliebe. Ich übertreibe? Aber da sei der Preisträger vor, der wenigstens seine Interviews noch selbst gibt (Ich kenne nur einen Fall, in dem er dem Redakteur auch die Beantwortung der Fragen überließ, ohne daß darunter jene Authentizität, die dem »Gesamtwerk« eignet, gelitten hätte) und bei solcher Gelegenheit sich auf die Lehre berief, die diesen Schwindel erfunden hat: »Was mich mit all diesen Christen verbindet, ist das, was man in der religiösen Sprache ganz schlicht 'Nachfolge Christi' nennt... Ich würde Christus als eines der großen Vorbilder ansehen... Ich bin auch heute noch christlich geprägt.« Der Arbeiterschriftsteller als Nachfolger Christi, ganz schlicht. Aber eher geht ein Kamel durchs Nadelöhr als ich auf solchen Leim. In dieser Gesellschaft ist das eben nicht die Selbstanzeige, die Verfolgung nach sich zieht, sondern der Versuch, das Dasein zum Dabeisein zu steigern. Adorno und Horkheimer, deren Urteilskraft freilich darunter litt, daß sie nie in der Nachfolge Christi das WC von McDonalds geschrubbt hatten, haben den Fall beschrieben, lange bevor er eintrat: »Was widersteht, darf überleben nur, indem es sich eingliedert. Einmal von der Kulturindustrie registriert, gehört es schon dazu wie der Bodenreformer zum Kapitalismus. Realitätsgerechte Empörung wird zur Warenmarke dessen, der dem Betrieb eine neue Idee zuzuführen hat.« Und wie zur Bestätigung dieses Befundes schlug der ebenfalls christlich geprägte, wiewohl aus der Kirchensteuer ausgetretene Heinrich Böll diese Worte ans Brett, das die Aufsichtsräte und Kardinäle vor der Stirn tragen: »Und so weiß ich nur einen Ausweg: schafft fünf, sechs, schafft ein Dutzend Wallraffs.« (Daß er die Herstellung von Wallraffs als Dutzendware für möglich hielt, spricht einmal nicht gegen das literarische Urteilsvermögen des Nobelpreisträgers.)

Sozialpolitik ist der verzweifelte Entschluß, an einem Krebskranken eine Hühneraugenoperation vorzunehmen. Immerhin schadet es auch nicht. Wallraff aber fällt mit seinem Hühneraugenskalpell dem Krebskranken in den Rücken. Seinem

»Aufmacher« hat er (und diese Zeilen sind wirklich von ihm ausgesucht) diesen Dialog vorangestellt: »Herr Keuner begegnet Herrn Wirr. 'Ich bin ein großer Gegner der Zeitungen', sagt Herr Wirr, 'ich will keine Zeitungen.' Herr Keuner sagte: 'Ich bin ein größerer Gegner der Zeitungen: Ich will andere Zeitungen'« Herr Wirr ist kein anderer als Karl Kraus, während der wirre Herr Keuner Herr Brecht ist, dessen Sinnsprüche über Politik, Kunst und Theater schon bei Kraus nur Ratlosigkeit zurückließen, wie solch kleine Gedanken in einem so großen Dichter Platz finden konnten. Journalist *heißt einer, der das, was der Leser sich ohnehin schon gedacht hat, in einer Form ausspricht, in der es eben doch nicht jeder Kommis imstande wäre. – Der Journalismus dient nur scheinbar dem Tage. In Wahrheit zerstört er die geistige Empfänglichkeit der Nachwelt.* Die dumme Antwort, die Brecht darauf gab, mochte immerhin durch die Hoffnung entschuldigt sein, die Revolution bedeute auch die Umwertung aller journalistischen Werte. Zitiert von einem Sozialpolitiker, der eine bessere »Bild«-Zeitung will, wird sie so trostlos wie das Bekenntnis, das Wallraff an anderer Stelle ablegt: »Ich bin dort (bei 'Pardon') weggegangen, weil es für mich nicht das richtige Forum war. Die wenigen Arbeiter, die das Blatt in die Hände bekamen, waren so verunsichert durch den arroganten verselbständigten ironischen 'wimsigen' Humor der Zeitschrift, daß sie zum Teil die realistischen Reportagen von mir gar nicht realistisch empfanden, sondern schrieben, das sei wohl eine tolle Satire gewesen.« Statt also dem Himmel für das gütige Mißverständnis zu danken, das den ernstgemeinten Sozialkitsch neben Texten von Gernhardt und Zeichnungen von Waechter als »tolle Satire« erscheinen ließ (obwohl ich nicht glaube, daß einer, der »tolle Satire« schreibt, eine Satire lesen kann), nimmt er sich noch ernster, als es die Satire erlaubt, und entwickelt eine Philosophie, die man eine deutsche nennen müßte, wenn sie nicht in einer ganz fremden Sprache daherkäme, nämlich so: »Auch die Wirkung von dem, was geschrieben wird, ist ja immer damit verbunden, inwieweit der, der schreibt, auch wirklich dahintersteht, inwieweit er es bezeugt.« Wie immer dem nun sei: ob die Wirkung von dem, was wird, damit zu tun hat, inwieweit der, welcher... oder ob zwar nicht die Wirkung dessen, was geschrieben ist, aber doch die Wahrheit eines Satzes sich danach bemißt, ob der Autor sagen kann, was er denkt, und also die Verbundenheit von Sprache und Gedanken bezeugt – jedenfalls entschloß sich unser Preisträger, die Arroganz der Satire zu fliehen und ein reiner Bezeuger zu werden. Er ging hinaus, um zu erleben.

Er hätte besser etwas gelesen: *Den Autoren wird jetzt geraten, Erlebnisse zu haben. Es dürfte ihnen nicht helfen. Denn wenn sie erleben müssen, um schaffen zu können, so schaffen sie nicht. Und wenn sie nicht schaffen müssen, um erleben zu können, so erleben sie nicht.* Und außerdem: *Der geistige Leser hat das stärkste Mißtrauen gegen jene Erzähler, die sich in exotischen Milieus herumtreiben. Der günstigste Fall ist noch, daß sie nicht dort waren. Aber die meisten sind so geartet, daß sie eine Reise tun müssen, um etwas zu erzählen.* Denn abenteuerlicher als Nepal oder die Kantine von Gerling ist doch der Platz am Schreibtisch, kein Tiger schrecklicher und kein Werkschützer bedrohlicher als das leere Blatt Papier. Unser Preisträger aber muß reisen, weiter als ins wilde Kurdistan, nämlich bis ganz »hinter die Kulissen«, wie Kisch und Sinclair, die vor ihm dort »unmenschliche Zustände erforschten und unters Volk brachten«, sich aber vielleicht doch verbeten hätten, ihre Arbeit als eine gewürdigt zu sehen, die unmenschliche Zustände unters Volk bringt. Wallraffs Plan ist es, »Mißstände beim Namen zu nennen«, so daß »die Leser Bescheid wissen«, denn »für mich hat realistische Literatur noch immer die größere und durchschlagendere Aussagekraft, ... sie ist für die Mehrheit der Bevölkerung nachvollziehbar«, kann »die Aufarbeitung vermitteln«. Während ich die Vermittlung der Aufarbeitung zuständigkeitshalber gern dem Soziologen Negt überlasse, dem auch prompt der Satz einfällt: »In Wallraffs Schriften hebt sich die Arbeiterliteratur als Form der Gegenproduktion, der klassenspezifischen Alternative zum Kulturbetrieb tendenziell auf« (an was für großen Ereignissen man doch beteiligt war, ohne es zu ahnen – aber wie sagt der Dichter? *Ein Schein von Tiefe entsteht oft dadurch, daß ein Flachkopf zugleich ein Wirrkopf ist)* überantworte ich den Beitrag zur Bescheidwisserei und zur Nachvollziehbarkeit einem älteren Autor: *Einer Idee ist weit mehr gedient, wenn sie nicht so gefaßt ist, daß sie den geraden Weg durch die Massen nehmen kann. Nimmt sie ihn nur durch das Hindernis einer Persönlichkeit, so kommt sie weiter, als wenn sie sich populär macht. Es beweist mehr für ihre Tragfähigkeit, daß sie ein Kunstwerk erzeugen kann, als daß sie in der schmucksten Hülle eines Tendenzwerks zu unmittelbarer Wirkung gelangt. – Was leicht ins Ohr geht, geht leicht hinaus. Was schwer ins Ohr geht, geht schwer hinaus. Das gilt vom Schreiben noch mehr als vom Musikmachen. – Ich aber glaube, daß im Kunstwerk aufgespart ist, was die Unmittelbarkeit geistiger Energien vergeudet. Nicht die erste, die letzte Wirkung der Kunst ist Menschlichkeit. Goethes Menschlichkeit ist eine Fernwirkung. Sterne gibt es, die nicht gesehen werden, solange sie sind. Ihr Licht hat einen weiten Weg, und längst erloschen leuchten sie der Erde. – Der Künstler steht ohne Anteil am Kampf. Er ist kein Mitgeher. Seine Sache ist es nicht, mit der Gegenwart zu gehen, da es doch Sache der Zukunft ist, mit ihm zu gehen.*

Entschieden altmodisch und gar nicht zu gebrauchen für eine realistische Literatur, deren durchschlagendere Aussagekraft und Nachvollziehbarkeit sich danach bemißt, ob sie am Erstverkaufstag ins Fernsehen kommt und auf der Lesereise die Säle füllt, aber rechtzeitig vom Tisch ist, bevor das nächste Buch erscheint. Auf solche Nahwirkung hat es der Preisträger abgesehen, nicht ohne sie auch bei Goethe zu entdecken: »Die Leiden des jungen Werther führten in einer sehr bürgerlichen Schicht ja auch zu unmittelbaren Wirkungen, nämlich zu Selbstmorden... Hier (nämlich seit Erscheinen der Leiden des jungen Ali) gibt es jetzt auch so eine Stimmungslage.« Bringen sich die Türken, gepackt von Alis Selbstmitleid, um? Im Gegenteil: »Eine Stimmung, die sicher schon da war, die aber jetzt auf den Punkt gebracht wird und dazu führt, daß viele sich souveräner, freier fühlen.« Nicht nur bei den Türken ist gelungen, was nie gelang: die Stimmung auf den

Punkt zu bringen. Sondern »es gibt jetzt Erweckungen bei Bürokraten«. Er wollte sagen, daß einige Bonzen aufgewacht seien, aber in der Nachfolge Christi wird nun mal nicht aufgeweckt, sondern erweckt. Herr, er riecht schon! Aber das kommt davon, wenn man »von daher aus dem Aspekt des Eingreifens« schreibt statt unter dem Gesetz der Sprache, die freilich auch jenes Adelsprädikat nicht kennt, das die Zugehörigkeit zur Gilde der Betroffenheitsliteraten ausweist: Von Heinrich Vormweg, Ritter »Von ihm her«, über Christian Linder, Edler »Von hier aus«, bis eben zu Günter Wallraff, Herzog »Von daher«, aber nicht verwandt mit dem anderen Herzog.

Iphigenie, beispielsweise, hat es auch nicht immer leicht gehabt im Leben, aber vertrackter ist doch die Lage eines Schriftstellers, der nicht schreiben kann, der deshalb, bevor es herauskam, endloses Prävenire spielen mußte und vor keiner Dummheit zurückscheuen durfte: »Eine Literatur, die sich nicht autonom setzt, sondern sich an dem weiterentwickelten und veränderten Bewußtsein der Bevölkerung orientiert, muß formal und in ihrer Methodik den neuen Ansprüchen und Bedürfnissen gerecht werden, neue Ängste, Sehnsüchte, Hoffnungen und erreichbare Ziele artikulieren, muß versuchen, ihren Aktionsradius und ihre Aussage zu erweitern... Sie darf den fortschrittlichen Kräften einer Gesellschaft nicht hinterherhinken,... kann unter Umständen ein Stück vorangehen, falls sie den fünften Schritt nicht vor dem ersten tut.« Die Kunst muß, darf oder kann, wenn, falls und solange sie dem Oskar (Lafontaine, Negt oder Vetter) nicht zwei Schritte voraus ist. Ein halber wird unter Umständen, die noch festzulegen sind, genehmigt. Des Künstlers Werk sei eine Anstak für die neuen Bedürfnisse. Aber es ist zum Kotzen: »Einige lebende Literaturdenkmäler...erweisen sich als unpolitisch, wenn sie gefordert, ihre Parteilichkeit unter Beweis stellen, in Dienst genommen werden sollen. Gewisse anarchistische Neigungen sind sozial bedingt durch ihre Soloarbeit, die den Gemeinschaftssinn untergräbt... In ihren 'bleibenden Werken' haben sie sich an ihren Dichter-Ehrenkodex zu halten: geistreich, aber nicht klar und eindeutig, exzentrisch, aber dabei distanziert und harmonisch.« Nehmen wir zu des Preisträgers Gunsten an, daß auch diese Sätze nicht in einer den Gemeinschaftssinn untergrabenden Soloarbeit entstanden sind, sondern – sie stammen aus einer früheren Schaffensperiode des Meisters – im Kulturreferat des MSB Spartakus. Doch die Meinung teilt er bis heute, weshalb ihm noch ein Stückchen »Dialektik der Aufklärung« um die Ohren gehauen sei: »Die Reinheit der bürgerlichen Kunst, die sich als Reich der Freiheit im Gegensatz zur materiellen Praxis hypostasierte, war von Anbeginn mit dem Ausschluß der Unterklasse erkauft, deren Sache, der richtigen Allgemeinheit, die Kunst gerade durch die Freiheit von den Zwängen der falschen Allgemeinheit die Treue hält.« Weil es, um jeden Zweifel auszuschließen sei's erklärt, der richtigen Allgemeinheit von größerem Nutzen ist, wenn ein Arbeiter, dem dieser Satz vor die Augen kommt, ihn fünfmal liest und im Wörterbuch nachschlägt, was hypostasiert bedeutet, als wenn er die Forderung, die Kunst müsse sich von daher in Dienst nehmen lassen, auf Anhieb versteht. Und am Ende so wie Wallraff: »Nicht jede Literatur zielt auf Handeln, auf die Veränderung des Bestehenden. Aber es ist ein bedeutender Unterschied, ob sie anerkannt, museumsreif und damit folgenlos ist – oder ob sie unbequeme Wahrheiten verbreitet, hinter die Kulissen schaut, auf Unrecht und Mißstände aufmerksam macht... Sicher sind Goethes Faust, Mörikes Gedichte oder neuere Klassiker wichtig. Aber sie zählen mehr zur repräsentativen bzw. zur Erbauungsliteratur... Das ist Literatur für die Feierlichkeiten, Weihrauch-Kultur.« Wallraff teilt ein. Der Frechheit eines weltberühmten Halbalphabeten, der Goethe und Mörike mit schlechten Zensuren straft, weil der Faust nicht hinter die Kulissen schaut und der Frühling sein blaues Band nicht in die Mißstände tunkt, ist nur noch der Namenspatron dieses Preises gewachsen: *Ist Schriftstellerei nicht mehr als die Fertigkeit, dem Publikum eine Meinung mit Worten beizubringen? Dann wäre Malerei die Kunst, eine Meinung in Farben zu sagen. Aber die Journalisten der Malerei heißen Anstreicher.*

Das geschriebene Wort sei die naturnotwendige Verkörperung eines Gedankens und nicht die gesellschaftsfähige Hülle einer Meinung. Denkste? Nein, meinste: »Warum eigentlich immer am sogenannten 'guten Alten' anknüpfen, warum nicht genauso am 'schlechten Neuen'; zum Beispiel Trivialformen benutzen, um gesellschaftsbezogene politische Inhalte...ins Bewußtsein zu bringen... Ich stelle mir einen Schlüsselroman vor, ähnlich wie der 'Pate', nur weniger psychologisierend, als Gangsterboß etwa Schleyer von Daimler-Benz, ausgehend von seiner SS-Zeit bis zu seinen jetzigen Praktiken im Unternehmerlager. Ich glaube, da ließen sich mehr Krimihöhepunkte herauskristallisieren als in manchem fiktiven Gangsterroman.« Ein schöner Schund, in dem Höhepunkte herauskristallisiert werden. Aber die Anstreicher stellen jetzt aus und geben Malkurse: »Eine andere Möglichkeit ist der Schlüsselroman... Ein anderer Weg, den ich bei einem Thema soeben anwende, ist folgender: Man ist Z. B. im Besitz von brisantem Material... Man benutzt das Material in so einem Fall erst einmal als Inspirationsquelle, baut eine Krimihandlung darum...«, wobei es gehupft wie gesprungen ist, ob man die Handlung um die Quelle, die Inspiration oder die Information baut, solange man darauf achtet, daß der Weg, wie vorgeschrieben, angewandt und nicht etwa eingeschlagen wird. Es folgt sodann »die Bearbeitung der Sprache entsprechend der Zielgruppe, für die das Buch geschrieben wird«, und erst hier begreift man die Größe des Glücks, das die Sprache hat: daß nämlich dieser sie weder für die eine noch für die andere Zielgruppe »bearbeiten« kann. Deshalb sollen die Kollegen ran, aber »einige müssen erst einmal eine Fremdsprache dazulernen, nämlich die des Arbeiters«. Denn es kömmt darauf an, daß die Sprachlosigkeit, zu der die Herrschaft das Proletariat verurteilt hat, eine allgemeine werde, und nicht, daß die Entfremdeten die fremd gewordene Sprache sich wieder aneignen, wie es der Erbauungsliterat Arno Schmidt verlangte: »Denn Kunst dürfte immerhin die (hoffentlich!!) kommende, allen Gebildeten nicht nur verständliche, sondern überzeugende 'Religion' darstellen: da wird es heute-schon zur Pflicht jedes auch nur einigermaßen rechtlich Denkenden, (schätzungsweise doch 1 % der Menschheit), sämtliche in dieser Beziehung weltanschaulich oder sonst-empfindliche

Halbmenschen hinter den Grenzpfahl zu verweisen! Mit anderen Worten: in Richtung Bonn dekretieren: 'Ob jemand KARL MARX besingt oder die Jungfrau MARIA – : das ist ganz gleich! Hauptsache, es wird gut gesungen.'; und nach Pankow hinüber: 'Der Arbeiter ist nicht das Maß der Literatur; sondern er hat sich gefälligst nach ihr hin zu bemühen!'. – «

Da stöhnt der Sozialpolitiker auf, aber es hilft nichts: Eine Literatur, eine Sprache, die auf den Strich geht, um die Heruntergebrachten anzumachen, bringt sie nicht hinauf und sich herunter. Besser, der Arbeiter hat kein Buch im Haus als zehn Konsaliks, fünf Simmels und einen Wallraff, denn auch die gute Meinung hat mit der schlechten gemein, daß aus beiden kein Gedanke entsteht.

»Ich will keine sogenannte Literatur machen«, sagt der Preisträger, aber nicht, weil die Trauben zu sauer sind, sondern weil er nicht einer der »Großschriftsteller« sein mag, »die über allem am Schreibtisch thronen... Es kommen jetzt gelernte Literaturkritiker mit ihren Erfahrungswerten von gestern, die sie anwenden auf meine Form, die aber ganz anders gelagert ist. Es ist eine neue Kunstform.« Die Zeitschrift der Journalistengewerkschaft steht ihm bei: »Ganz und gar scheinheilig ist die Kritik am 'Autor' Wallraff. In welchem Jahrhundert leben wir eigentlich? Wallraff ist ein moderner Autor, der sich nicht mehr mit dem Schreibtisch begnügt, sondern mitmischt.« Und Biograph Linder kündigt den endgültigen Abschied von diesem Foltergerät an: »Er hat einen Traum: daß eines Tages nicht mehr geschrieben wird, weil man sich dann direkt spontan unmittelbar (schon alles?) mitteilen kann, ohne erst den Umweg über Literatur zu machen«, damit kein Vers von Mörike mehr die direkte spontane unmittelbare Mitteilung stört, die Karl-Heinz der Dagmar macht. »Vieles spricht dafür«, verspricht Linder, »daß Wallraff über die Phase des Schreibens hinaus will.« Ich bin gerade dabei, dem Manne zu helfen und ihm auch noch das Mitmischen an anderer Leute Schreibtischen abzugewöhnen. Was es aber mit der »ganz anders gelagerten Kunstform« auf sich hat, ist dieses: Das Rollenspiel, die Verkleidung und Verstellung, unter deren Schutz Wallraff zwar nicht, wie Böll in seinem katholischen Diskant vortrug, »in die uns umgebenden Geheimwelten eindringt«, sondern bloß in Werkshallen, Pförtnerlogen und Hamburgerküchen, die den Millionen »da unten« lebenslänglicher Aufenthalt sind, dies Rollenspiel könnte immerhin künstlerischen Reiz gewinnen, wenn der Spieler ein Künstler wäre, der den Betrieb geistreich und exzentrisch auf den Kopf stellte, anstatt die Zeit, die er dort verbringt, damit zu vertrödeln, Fälle von mangelhafter Befolgung des Betriebsverfassungsgesetzes zu sammeln, die sich irgendwann zu Anfragen der Opposition an die Landesregierung verdichten lassen. Doch er bringt den Witz des Schalks, der ihm das Eindringen ermöglicht, sogleich herunter auf den Ernst des Sozialpädagogen, der an den Petitionsausschuß schreibt. Und so kommt weder Kunst heraus noch Politik. *Daß einer sich der Sprache bedient, um zu sagen, daß ein Minister untauglich sei, macht ihn noch nicht zum Schriftsteller.*

Weil Wallraff das spürt, hat er aus der neuen Kunstform, aus Authentizität und Selbsttherapie ein kompliziertes Verteidigungssystem errichtet: Weil er nicht schreiben kann, muß wenigstens politisch was dabei rauskommen; weil nichts rauskommt, muß es wenigstens gefährlich sein; weil es nicht gefährlich ist, muß wenigstens die Seele leiden; und weil sie nicht leidet, muß es herausgeschrieen werden. Das Publikum blickt nicht mehr durch und die Kritiker weisen keine Zumutung zurück. Allen Ernstes schreibt der Christian Linder, der den Wälzer »In Sachen Wallraff« herausgegeben hat und tatsächlich in den Sachen des Meisters daherkommt: »In den oft halbverdunkelten Bildern des Films 'Ganz unten' wirkt das auf eine gespenstische Art realistisch, wobei die Dunkelheit und gelegentliche Unschärfe der Bilder gerade ihre Authentizität ausmachen.« Wahrheit entsteht, wenn die Kamera wackelt und es mit der Beleuchtung hapert. Auf diese Überzeugung ist der ganze Wallraff-Kitsch gebaut.

Denn seine Absichten sind gut, und wenn es nur die ist, das eigene Leid zu lindern, welches im Falle Wallraff in sogenannten Identitätsfindungsschwierigkeiten liegt, also einem Problem, das die Nation mit ihm teilt. Man sieht: Er ist auch krankheitsmäßig auf der Höhe dieser bekloppten Zeit. »Man kann sagen«, sagt Linder und tut's, »daß er es geschafft hat, sich schreibend ein wenig zu normalisieren; er ist einer der wenigen, die es geschafft haben, sich qua Literatur von einigen ihrer individuellen Krankheiten zu heilen.« Auch Wallraff selbst bekennt, daß er »beim sich Freischreiben« heilende Kräfte spüre. Es muß sich um einen Placebo-Effekt handeln. Nun mag Literatur oft oder immer Therapie sein, aber auch dann, scheint mir, käme es noch darauf an, wer da leidet, worunter und wie: ob Goethe mit Elegien an seiner jungen Geliebten oder Wallraff mit »qua-Literatur« an Identitätsproblemen, die sich mit denen des Marktes seltsam decken und obendrein einen Schrillton erzeugen, der jeden Verkäufer der jüngsten Messeneuheit erbleichen läßt. Umgangston ist der Superlativ. Ständig will der Preisträger sich »total auf die Situation einlassen«, sieht »die Möglichkeit, total mißverstanden zu werden«, steht »als Schwächerer absolut mächtigen Institutionen« gegenüber, will »das Unrecht absolut bekämpfen, wenn es sein muß bis zur Selbstaufgabe«, sein Tun ist »eine existenzielle Notwendigkeit«, er ist oder ist nicht »mit seiner totalen Existenz verwurzelt«. Nach dem Erscheinen des Ali-Buches »gab es einen pausenlosen Krieg..., geht es mir so dreckig wie noch nie im Leben. Es war, als wenn ein Krieg losgegangen wäre... Dadurch ist mein Familienleben kaputtgegangen, dadurch sind Freundschaften kaputtgegangen, und nun stehe ich vor einem Riesenscherbenhaufen... Die Prozesse donnern... (Alles ist) eine Qual, eine wahnsinnige Selbstüberwindung«, während die Rolle bei »Bild«, jetzt können wir's ja zugeben, bloß »eine totale Selbstverleugnung« war. Sein Leben unter Türken war »eine totale Anforderung, ein Totaleinsatz, und jetzt geht die Folter freiwillig weiter«. Die Folter geht freiwillig weiter – ob wohl einer der Wallraff-Apologeten, der Negt, der Linder oder der Vormweg, der ja behauptet, mein Preisträger mache »Literatur von der

überzeugendsten Art«, mir sagen kann, was der Autor damit sagen wollte? Die Folter geht freiwillig weiter – oder bin ich der Depp, der dort nach einem Gedanken sucht, wo doch nichts ist als gestaltloser Meinungsschleim? »Mit Literatur«, meint Vormweg abschätzig, »meint man, wenn auch unausgesprochen, noch immer 'Gestaltung', und mit ihr eine Art höhere Bedeutung und Wahrheit.« In der Tat, darauf hat es der Preisträger nicht abgesehen, und so droht er bereits, daß er in seiner nächsten Rolle, also der auf den total existenziellen Einsatz unter der Folter folgenden, sich »noch existenzieller einlassen« werde. Wir haben hier den ersten deutschen Schriftsteller, dem es gelang, einen Komparativ von existenziell zu bilden. So hoch ist noch keiner hinaufgekommen, da kann der Reinhold Messner zusperren.

»Mit all dem ist Günter Wallraff einer jener Autoren, die für die heute tatsächlich aktuelle Literatur stehen.« Damit hat der Vormweg ausnahmsweise recht, und ich kann mich in der Wahl des Preisträgers, die ich getroffen habe, nur bestätigt fühlen, da der Literatur nicht besser gedient werden könnte als mit ihrer Befreiung von der heute tatsächlich aktuellen Literatur. Das müßte auch dem Preisträger gelegen kommen, weil es dann doch ein Ende hätte mit den existenziellen Einlassungen und den Folterqualen, insbesondere aber mit den von ihm beklagten »Schwierigkeiten beim Schreiben«: »Jeder Satz fällt einem schwer, man muß sofort abwägen: Hält der Satz den Gedanken?« Entschuldigen Sie das kleine Experiment – ich wollte nur sehen, ob am Ende dieser Rede noch einer hier für möglich hält, daß Wallraff sich fragt, ob ein Satz einen Gedanken hält. Bei Wallraff hieß es natürlich: »Jeder Satz fällt einem schwer, man muß sofort abwägen: hält der Satz juristisch?« Weil sonst doch wieder die Prozesse donnern.

Bis zum Erbrechen haben uns die Feuilletonisten und der Preisträger selbst mitgeteilt, sein Werk sei so bedeutend, daß die Schweden das Wort »wallraffen« in ihr Wörterbuch aufgenommen hätten. Das ist schön von ihnen. Aber mich, den weder die Liebe zu den Mücken noch die zum sozialistischen Wohlfahrtsstaat besticht, bestätigt es nur in der Überzeugung, daß es außer dem bekannten alten Schweden auch eine Menge dumme gibt. Und so sei der Preisträger mit einem Wort, das in keinem schwedischen Lexikon steht, aus meiner literarischen Intensivstation entlassen: *Es ist aber ein alter Irrtum, daß bei Aufregungszuständen statt Kompressen Drucksachen aufzulegen sind.*

Die in kursiver Schrift gesetzten Abschnitte sind Zitate aus den Werken von Karl Kraus.

Konkret 11/87, S. 52

Dietrich Kuhlbrodt

Platzanweiserin

Das Allerentsetzlichste ist es, wenn die Normalität über Nacht ihre Funktion verliert, uns vor den bösen Kräften des Irrationalen zu schützen. Die Kleinfamilie zur Frühstückszeit; die Kaffeemaschine brennt durch; die Milchtüte kippt um; barfuß tritt Mutter in die Lache; faßt an das schadhafte Elektrogerät; eine Großaufnahme jagt die andere, und dann bleibt das Bild lang und zittrig auf der Mutter stehen, die zu Tode exekutiert wird. Niemals mehr wird ein irgendgeartetes Frühstück normal erscheinen. Es ist, als ob eine böse Macht vom heimischen Morgen-Ritual Besitz ergriffen hat. – **John Schlesinger** hat in seinem sehr perfekten, sehr empfehlenswerten Film **»Das Ritual«** (The Believers) schockierende Bilder für die gründliche Verstörung des allernormalsten Alltags gefunden. Selbst in der Pressevorstellung, vor den abgefeimtesten Filmkritikern, gellten die Entsetzensschreie, auch kam spontane Applaus auf, wenn einer das Messer in den richtigen Bauch stieß. Das ist schon große Kinounterhaltung, wenn Jessica Halliday (Helen Shaver) vor dem Spiegel steht und besorgt an dem großen Pickel reibt, direkt unter dem linken Auge, der eigentlich schon Obergroß geworden ist; wotsch; platz auf; und dann kommen sie herausgekrabbelt, die kleinen schwarzen Tierchen. Wen das nicht fasziniert. Schlesinger (»Der Falke und der Schneemann«) kann das. Was aber so recht das Herz erfreut und wahrhaft befriedigend ist, Schlesinger hat es hingekriegt, die Macht, die die böse Magie im Reich der US-Zivilisation entfaltet, als sowohl im höheren wie auch historischen Sinn völlig gerechtfertigt erscheinen zu lassen. »Das Ritual« verleidet nicht nur den schönsten Ökobau; gar unser Heiland, festgeklopft ans Balkenkreuz, verliert seine normale Leidensmiene, wenn man Christopher, den zarten siebenjährigen Schuljungen, auf dem makabren Ritual-Rost gesehen hat. Die Macht, die von uns Besitz ergreift, kommt aus Cuba, und wir haben selbst dafür gesorgt. Schlesinger hat sich wissenschaftlich abgesichert. Die westafrikanische Yonuba-Religion hat nach der Zwangskatholisierung der Sklaven im 17. und l8. Jahrhundert in den christlichen Riten Platz gefunden. Die Religionsbesetzung – auf Haiti Voodoo, in Brasilien Macumba – hat sich auf Cuba den Namen Santeria zugelegt. Und die noch Manhattan gezogenen Santeros und Santeras lassen sich nicht mehr unterdrücken, denn sie sind es, die glauben.

Die Unnormalität in der Normalität zu entdecken, – kein Problem, damit anzufangen. Wie wäre es, die Sterilität und Langeweile der in Topmode gekommenen TV-Familienserien aufzuknacken. **Mai Zetterling** wagte den Schritt. Zwar nicht mit durchschlagendem, aber doch mit ermutigendem Erfolg. **»Amorosa«.** Ein Unikum, ihr Film. Gedreht für das schwedische Fernsehen, stelzt er als aufgetakeltes Fernsehspiel daher, pompös und schon wieder komisch. Aber dann, wenn man sich die Augen gerieben hat, weils doch nicht wahr sein darf Mai Zetterling, die schon legendäre Größe des schwedischen Films; 1968, mit »Flickorna«, etablierte sie das Genre des feministischen Films – Also grade dann, wenn man der Zetterling die »Amorosa« nicht mehr glauben mag, dann passiert es: böse Einbrüche in die heile Familien- und Fernsehwelt. Unvermittelt und reichlich unverfroren schafft sich eine andere Geschichte Platz. Die Kamera wird zügellos, subjektiv und sucht sich den Blick durch die Zerrlinse. Ist der Schub vorüber, ist alles wie gehabt, brav und tv-like. Und jetzt reibt man sich wieder die Augen: war das wahr, was da war? Wahr ist die Geschichte der Agnes von Knusenstjerna, der großen skandalumwitterten Schriftstellerin aus dem schwedischen Växjö. Der Film beginnt mit dem Jahr 1913. Agnes ist 19 Jahre alt und noch versöhnt mit dem feudalen Leben von Adel und Großbürgertum. Die Sexualität hat sie noch nicht entdeckt. Kitsch und Kuntsgewerbe im Bild. Eine zarte Hand taucht ins Wasser, Seerosen gleiten vorbei. Aber dann baumelt jäh ins Bild ein verschnürter Körper, an den Füßen aufgehängt im nächsten Bau. Ein Bauch klappt auf und Gedärme stürzen ins Bild. Oder war es ein Embryo? Oder war es nur das Faltblatt aus einem Gesundheitslexikon? Als wenn nichts gewesen wäre, brennen die Kerzen wieder am festlich geschmückten Weihnachtsbaum. Die Normalo-TV-Familien-Idylle scheint jetzt nur noch den Zweck zu haben, die Realität zu kaschieren. »Ihr Normalen weigert Euch zu verstehen!«, klagt Agnes. – Mai Zetterling legt, ihrer Protagonistin folgend, die Normalität bloß: die Normalität des Familienserien-Bildes. Wenn Agnes von Knusenstjerna (für ihre und evtl. noch unsere Zeit) schockierend über Homosexualität, Inzest, Perversion und Geisteskrankheit schrieb, so bringt Mai Zetterling jetzt unvermittelt Spiel, verdrehtes Spiel, in den glatten Ablauf des Familienplots. Wie wahnsinnig fährt die Kamera durch ein Pornokabinett, ein böser Akt nach dem anderen, am Exotischsten eine Hausfrau am Bügelbrett. Freilich hat die Zetterling sich abgesichert. Denn der Dialog hat eingeführt, was auch die historische Wahrheit ist, daß die schwedische Dichterin von ihrem Mann, dem 14 Jahre älteren, mit Morphium versorgt wurde. Was sie da sagt und tut, auf welchem Trip auch immer, es zieht uns den Boden unter den Füßen weg.

Auch in **»Who's That Girl«** wird die Normalität reichlich klamaukhaft, zerstört. Aber wir zitieren hier **James Foleys** Madonna-Film, es tut mir leid, als Gegenbeispiel. Auf die Story kommt es nicht an, klar. Und es ist ja nichts Böses dabei, daß der Film eine 90-Minuten-Promotion für die neuen Songs ist, die Madonna eigens geschrieben und gesungen hat, und die heute alle den lieben langen Tag rauf- und runterhören. Aber was tritt nun an die Stelle der Normalität die vom Plot weggesprengt wird? Eine andere, viel normalere Normalität, und damit hört der Spaß auf. Die Aufsteigergeschichte des

Films bringt Madonna vom kriminellen Punk zur Yuppiefrau; was bedeutet, daß sie Mini und Nietenleder ablegt und als Marilyn-Monroe-Imitat posiert, einen Sektkelch in der Hand. »Life is great«, sagt sie dazu. Ein Hoch auf alle Spießer.

Konkret 11/87, S. 54

Walter Klier

Bücher

Tochter aus gutem Haus mit gebildetem Vater wächst in Provinzstadt auf, begreift Dringlichkeit der Befreiung der Frau für den Fortschritt der Menschen, erkennt, daß sie selbst zu tief in Traditionen verstrickt ist, beschließt eine Erlöserin in Form einer eigenen Tochter zu erzeugen, was geschieht. Die Tochter wird von Geburt weg von einem brutalen Erziehungsprogramm unterworfen, entwickelt sich zum Wunderkind, wird politisch journalistisch aktiv; mit 18 erlaubt sie sich erstmals eine menschliche Regung, worauf die Mutter ihr Programm sofort als gescheitert ansieht. Tochter pflichtet ihr bei, bittet Mutter, sie zu erschießen, Mutter tut es, stellt sich dem Gericht. All das und noch mehr geschieht in Spanien in den ersten drei Jahrzehnten des Jahrhunderts. Die Geschichte (**Erich Hackl, Auroras Anlaß, Diogenes Verlag, 144 Seiten, DM 22,-)** ist zu schön, um wahr zu sein. Damit haben sich andre Rezensenten bereits herumgeschlagen . Der Autor versichert, er habe die historische Wahrheit nacherzählt und nichts als sie. Als in bescheidenen Verhältnissen lebender Mitteleuropäer kann ich die Authentizität des Materials kaum verifizieren. Vor mir liegt ein Stück – hoch gelobter – Literatur und soll betrachtet und bewertet werden.

Ich müßte mich eigentlich freuen. Ist es nicht, wie der Autor selber sagte und die Kritik ihm bescheinigte, ein »anständiges« Buch? Trocken, nüchtern erzählt, das Politische und Private in erstaunlicher Weise verschränkt, in einer Fabel, wie sie exemplarischer für unsre erlösungssüchtige katastrophale Epoche kaum zu denken ist? Erhebt sich hier vielleicht endlich die Stimme meiner Generation (der jetzt 30-35jährigen), an deren literarischem Output ich bislang schier verzweifelte? Ist dies nicht endlich was andres als der miserable Schutt, der aus der Lade Handke-Strauß-Hofmann-Loetscher & Consorten allerherbstlich über ein bedauernswertes Publikum gekippt wird?

Ich freue mich aber nicht, umso weniger, je länger ich lese. Je länger ich lese, desto weniger glaube ich dem Autor seine Geschichte (was nichts mit der historischen Wahrheit zu tun hat) .

Jeder Satz in diesem Text klingt, als hätte ich ihn schon gelesen. Lexikon der Gemeinplätze. Die väterliche Bibliothek ist ein »hoher, schmaler Raum« mit »dunklen Buchrücken«. Eine Frau beim Geschlechtsverkehr hat »gespreizte Schenkel«. Mit ihrer »baldigen Mutterrolle« kann sie sich nicht anfreunden. Bücher verschlingt das Kind »zuerst wahllos«. Männer ziehen Frauen mit Blicken aus. Aktien steigen ins Unermeßliche. Bei der Geburt kommt zunächst der Kopf zum Vorschein und dann – was wohl? – die Schultern. Die Monarchie verrottet. Die Häuser in Madrid sind »sechs-, ja siebenstöckig«. Ein Spanier im 1895 sagt »Die Frauen sind wie Hyänen«. War das nicht von Schiller? Und dann dieser Kapitelbeginn »Sechzehn Jahre später, als ihr Verteidiger unter dem Raunen des Publikums erklärte, ihm sei zu Gehör gekommen, daß sich Hildegarts leiblicher Vater im Saal befände, sollte sich Aurora Rodriguez an jenen Vormittag erinnern...« – (aus: die 100 schönsten Romananfänge aus Lateinamerika). Vor lauter Dichtkunst kann der Autor nicht schreiben: die Sonne brennt, sondern»sie tut ihre Wirkung«. Wir lesen von »Dienstbotentätigkeiten, die ihr selbst früher nicht unlieb gewesen waren« Kloputzen? Geschirrspülen?

Fourier ist ein »Finanzmann«; Auroras Vater schreibt in ein »Sudelbuch«; gelegentlich fällt das Wort »frauenfeindlich«. Wer spricht hier und zu welcher Zeit, an welchem Ort? Der Autor? Oder einer seiner Spanier? Zeitgenössische Ereignisse und Personen werden mit Kennermiene erwähnt, ein Flair des Dokumentarischen entsteht, das, wie schon Walter Boehlich anhand des Philosophen Krause anmerkte, der Nachprüfung nicht standhält. Und wenn schon genau, dann genau die andalusischen Bauern kommen zum Sozialisten Prieto ins Ministerium. Welches hatte er da inne? Und wurde Largo Caballero nicht erst Mitte der 30er Jahre als »spanischer Lenin« bezeichnet? Daß das y bei Pi y. Margall immer als i geschrieben wird, ist nur ein weiteres kleines Indiz für die Lieblosigkeit gegenüber dem eigenen Sujet, die den Text wie ein schlechter Geruch durchzieht. Im Gewirr der Zeitgschichte-Brocken gerät man leicht ins Drüberweglesen. Da bleiben dann, lieber Lektor!, auch so seltsame Wendungen stehen wie »Bücher, über die sie, abends, gleich nach den ersten Sätzen einschlief«; und die sicher tollste Stelle im Buch »An die gegenüberliegende Wand befestigte Aurora Rodriguez eine Reproduktion der 'Venus von Milo', auf die ihr Blick, wenn sie erwachte, zuerst fiel. Sie malte sich dann das Gesicht aus, das zu diesem Torso paßte.« Kopflosigkeit oblige. Oder ist »Auroras Anlaß« ein großangelegter Scherz, ein gigantischer Knallfrosch ins Gesicht der FAZ-Bildungstanten ebenso wie der neuen Edelbestsellerkultur? Die Tatsache, daß das Erlösertöchterchen ausgerechnet am 8. Dezember, zu Mariä Unbefleckter Empfängnis, das Licht der Welt erblickt, oder daß der Arzt im madrineler Leichenschauhaus auf den seltsam unspanischen Namen Dr. Alberich hört, würden darauf hinweisen. Hat der Autor eine Wette abgeschlossen, in die 144 Seiten die maximale Zahl an abgelutschten Adjektiven, schiefen Bildern, 08/15-Dialogen, angenehm fortschrittlich tönenden Themen (von Fourier über offene Psychiatrie bis zu alternativen Erziehungsmodellen ist alles da) hineinzustopfen und damit jene unwiderstehliche Süskind-Allende-Suppe herzustellen, auf die Verlag, Kritk und Leser wieder einmal vereint in großer Begeisterung hineinfallen? Jetzt merke ich, woran der Text mich fatal erinnert: an die Produkte jener erfolgreichen schwedischen Einrichtungsfirma, mit denen meine

Generation ihre frisch bezogenen Jungfamilien-Wohnungen ziert nüchtern, sachlich, preiswert, ein schlichtes und doch ansprechendes Design, eine gute Prise Modernität, Aufgeschlossenheit, Zeitgeist, ohne das Auge allzu sehr zu strapazieren; Benützer kann die Teile selber noch Belieben kombinieren... nur wenn man zufällig dranstößt, kippt die Stellage um, und der Tisch wackelt. Bitte lesen Sie was Gescheites, wenn Sie schon unbedingt lesen müssen Juan Benet, Rostige Lanzen, Bücher I-VI; Hugo Claus, Der Kummer von Flandern; Don DeLillo, Weißes Rauschen, oder etwas von Elfriede Jelinek.

Konkret 11/87, S. 60

Dietrich Kuhlbrodt

Bugs Bunny in Hue, Vietnam

»Full Metal Jacket«, Stanley Kubricks Vietnamfilm, ist kein Film bloß über den Vietnamkrieg. Jedenfalls bleibt er nicht dabei stehen, sondern verfolgt das Thema Vietnam weiter bis in die heil geglaubten Welten der US-Rock-&-Pop-Kultur

Hart wie Kruppstahl hatte sich der Führer die Jugend gewünscht, durchschlagend wie ein Stahlmantelgeschoß der Marines-Ausbilder in Stanley Kubricks neuem Film »Full Metal Jacket«. Gunnery Sergeant Hartman (Lee Ermey) ist freilich das erste Opfer der Tötungsmaschinen, zu denen er die Marinerekruten abgerichtet hat. Im Camp Parris Island, South Carolina, auf dem peinlich desinfizierten Massenklo, glubscht ihn Private Pyle (Vincent D'Onofrio) von unten her an, die Augen verdreht, ganz Tücke, entmenschlicht, man kennt die Großaufnahme von (Kubricks) »Clockwork Orange«, und dann kriegt der Drillmeister ein Stahlmantelgeschoß in den Kopf, daß das Gehirn an die sanitären Kacheln platscht und ein Blutstrahl in den Abort schießt, so sehr Blut, so sehr Strahl, so abartig, wie es noch keine Filmeinstellung zuwege gebracht hat. / Schnitt / Und direkt dran hört man Nancy Sinatra mit ihrem Oldierunner »These Boots are made for Walkin'«, wobei die Schuhe eine Jungprostituierte anhat, Vietnamesin, 1968 in Hue, die Tet-Offensive kommt erst noch, die Marines sind voll drauf: »Ich bin so geil«, sagt das Mädchen, und Nancy Sinatras Boots sind für den Strich gemacht.

»Full Metal Jacket« setzt den mörderischen Exzeß neben das Liebvertraute, was zu dem Resultat führt, daß man Nancy Sinatras Songs, was man schon längst hätte tun sollen, fortan mit Grauen hört. Andererseits erscheinen uns die Kriegsgreuel in Vietnam dank der Sechziger-Jahre-Musik gar nicht mehr so fremdartig, nämlich als das Ding, mit dem man wirklich nichts zu tun hat. Denn die Musik macht die Kriegsbilder zu Greuel-Oldies und Vietnam-Pop, und das müssen alle Oldies- und Pop-Fans selbst verantworten. Da Bild und Musik sich im Film tückisch gegenseitig infizieren, sind wir unversehens emotional Beteiligte, auf ambivalente Weise gleichermaßen mitschuldig wie mitentlastet, überführt und euphorisch verschubt.

Ja, es ist schon richtig, Kubricks neuer Film ist nicht sauber durchzuanalysieren; dem aufgeklärten Spießer gönnt er die Ruhe nicht und nicht den Frieden, daß Freund und Feind beizeiten sortiert sind und man sich zurückziehen kann vom garstigen Geschäft des Botschaftenverdauens. Stattdessen gibt es abenteuerliche bis wahnsinnige Montagen, geradezu schizophrene Ausbrüche. Nie und nimmer wird man den Showdown zwischen dem vietnamesischen Flintenweib und dem Trupp Marines-Helden akzeptieren. Eine full-metal-jacketed bullett im Bauch fleht die tapfere Feindin die US-Kämpfer um Sterbehilfe an. Die wird auch gewährt, gnädig und nach Überwindung der fälligen Skrupel. – Eine empörende, verlogene Szene, die richtig wütend macht. Sie schlägt auf unbegreifliche Weise nicht auf den Film zurück, sondern macht das starke Gefühl, wenn der Bauch sich mit Wut füllt oder wenn The Trashmen zu Kampf- und Massakerbildern mit »Surfin' Bird« in den Körper dröhnen.

Wo also ist Vietnam in Kubricks neuem Film? Mitten in »Surfin' Bird« und infolgedessen mitten in der US-Rock-&-Pop-Kultur, mitten unter uns, zumindest mitten unter den Oldie-Fans. Und was uns fremd wird, ist nicht mehr der Krieg fern in Vietnam, sondern die vertraute Melodie am heimischen Herd oder wie man sonst den Ort nennen will, wo man ungefragt seinen Tagesbedarf reinzieht.

»Full Metal Jacket« hat all den Vietnamfilmen, die seit einigen Jahren in Mode geraten sind, voraus, daß er sich nicht damit zufrieden gibt, etwas zum Vietnamkrieg zu sagen, sondern daß er, wenn auch nicht explizit, so doch nachhaltig, zum Vietnam-in-uns vordringt. Mit anderen Worten: »Full Metal Jacket« ist der beste aller Vietnam-Filme auch und grade, weil man zu viele Worte braucht, um dies zu begründen. Wer in anderen Kubrickfilmen mitgehört hat, wird sich erinnern, daß ein einzelnes, populäres Musikstück, hineinversetzt in eine andere Welt, mehr und Eindringlicheres zu sagen hatte als die längste Argumentation. »Try a Little Tenderness« begleitete »Dr. Strangelove« auf dem Flug, auf dem er gelernt hatte die Bombe zu lieben. Und die »Schöne blaue Donau« war es, ausgerechnet, die dem Flug von »2001, Odyssee im Weltraum« zur Euphorie der Schwerelosigkeit verhalf. In »Full Metal Jacket« kommt Johnny Wright mit dem schulterklopfenden »Hello Vietnam« daher. Sam the Sham and the Pharaos törnen mit »Wooly Bully« zu etwas an, das, so vertraut es ist, widerlich wird. Und »I Like It Like That« von Chris Kenner verleidet in diesem Film die sechziger Jahre, die sonst endgültig nostalgisch verklärt erschienen. Aber, daß wir's nicht vergessen: andererseits hören wir die Oldies gern, nichtsdestotrotz. Damit muß jeder selbst fertigwerden. Man kann die Ambivalenz lieben, man kann sich ein wenig spalten, man muß ja nicht nur ein und dieselbe Identität haben, jedenfalls hält einen der Film noch für ein Weilchen beschäftigt.

Wem zu Ehren zogen die Amerikaner in den Krieg? Dem Schlußlied zu glauben ist es die hochverehrte, stets belachte, eng und lang vertraute Mickey Mouse Herself. Mit diesem Lied auf den Lippen fliegen die Marines in die Heimat zurück. Eine gemütliche Regression. Und ein ungemütliches, zynisches Bild, das Kubrick in seinem Film entwirft. Welche Art von Gesetzlichkeit ist das, die zum Vietnamkrieg geführt hat? Dem Film zufolge hilft uns der politische Diskurs nicht recht weiter, jedoch eher schon die Sensibilität für eine populäre und durchaus aktuelle Kultur, in der auch wir drinstecken, nicht

nur politisch Verbündete des Marines-Staates. Hören wir auf die Musik in diesem Film.

Achja, die Handlung. Zunächst einmal ist der Film dramaturgisch risikoreich in zwei Teile gespalten. Teil 1: Rekrutendrill auf Parris Island. Teil 2: Straßenkampf in Hue, Vietnam. Im einzelnen: Rituale der Entmenschlichung und des Untergangs der Individualität in einer Gesellschaft der Gewalt und des Zynismus. Der Ausweg ist Mord, Wahnsinn und die bewußte Spaltung. Sehr plakativ hat sich Private Joker (Matthew Modine) »Born To Kill« auf den Helm gemalt, einerseits. Und andererseits hat er sich an seine Uniform das Runenzeichen der Friedensbewegung gesteckt, und er läßt sich das von keinem Chef wegnehmen.

Das Zeichen, das die diversen Feinde lähmen und bannen soll, ist nicht mehr das christliche Kreuz, sondern das Grafitto und der Button der Popkultur. Was mit »Born to Kill« beschworen werden soll, hat in den USA seine Tradition. Die Männer hatten ihren Spruch drauf, wenn sie von der wasserstoffsuperoxidblonden Busenfrau sprachen, die wie eine Bombe einschlug. »Born for men«: so wird Jean Harlow in einem sehr populären Film von 1933 angepriesen. Sein Titel: »Blonde Bombshell«.

Das Friedenszeichen als Pop-Button – da inszeniert der G.I., dressed to kill, seine propere Gesinnung, und jeder weiß auch heute, was das ist: praktizierender Anhänger der Button-Kultur zu sein; auch wenn sie ein wenig außer Mode gekommen ist; denn die aktuellen Styling-Rituale eröffnen vielfältigere Möglichkeiten. Da also heute alle bestens Bescheid darüber wissen, wie die Verständigung über die Selbst-Inszenierung läuft (und schon viel weniger darüber, wie die Kommunikation über den Diskurs zu bewerkstelligen ist), halte ich es für eine sehr geschickte und effektive Strategie, die ich dem guten alten Kubrick gar nicht mehr zugetraut hätte, mit dem Thema Vietnam sozusagen in der eigenen Etappe zu operieren. Weg sind die klaren Fronten, nämlich: wo ist der Freund? Wo der Feind? Involviert wird mit dieser Inzenierungstechnik stattdessen das aktuelle real existierende, d. h. postmoderne Publikum, das auf Signale zu reagieren geübt ist. Womit gesagt sein soll, daß der Film am besten und ganz vorzüglich und völlig überraschend und buchstäblich entwaffnend auf die Art und Weise funktioniert, wie er was signalisiert. Wir könnten also sagen, daß es der Stil und die Ästhetik des Films selbst sind, die etwas zu sagen haben. Da diese Wörter jedoch negativ besetzt sind, und da wir uns die Mühe der Argumentation ersparen wollen, daß Stil nicht mit Schöngeistigem und Prätentiösem gleichzusetzen sei, bleiben wir gleich beim Angelsächsischen und loben das eindeutig positiv besetzte Styling des Films, ein böses, zynisches, unverschämtes Styling, pervers und genau. Je grotesker und pointierter, desto näher ist die Inszenierung der Realität eines Zeitgeistes – auch wenn man ihn damals, zur Vietnam-Zeit, nicht so nannte – , der auch heute gräßlich vertraut erscheint, nur das modische Outfit ist leicht verändert. »Full Metal Jacket« begnügt sich nicht mit der Abbildung der äußeren Realität (des Camps, des Kriegs), und er beschränkt sich nicht auf die biedere Rolle, pädagogisches Vehikel für den Transport von Botschaften zu sein. »Full Metal Jacket« ist bösartiger Sado-Pop im ersten Akt (Ausbildungslager), zynischer Gruftie-Look in den Kriegs- und Massaker-Nummern des zweiten Akts. Attraktiv; abstoßend; ambivalent; das Lachen gefriert. Fallen öffnen sich für beifälliges Grienen. Die Stimmung schwankt und wird in Steil- und Sturzflügen strapaziert. Ein Kriegsfilm wie »Der steinerne Garten« (Coppola) bietet daneben nicht mehr, als auf den Bildern zu sehen ist: Friedhofsruhe.

Unruhe, Reizauslöser und Signale dagegen in Kubricks Film. Das große Vietnam-Feeling als Grafitti (»Born To Kill«), als Button, als Mickey Mouse, als Rolling Stones (in der »Paint It Black«-Nummer). Die Comic-Helden sind in »Full Metal Jacket« präsent: Bugs Bunny, der Quasselhase der bekannten Brutalostrips, sitzt rosarot und dick und plüschig in einer Ruine der Stadt Hue, zum Zugreifen. Endlich was Bekanntes, Heimatliches! (Und wie soll man das Trauma Vietnam loswerden, wenn man – und keiner weiß da ein Rezept – die Comic-Monster nicht loswird). Halt, Kubrick wußte ein Rezept. In seinem Film greift ein U.S.-Soldat zum Witztier, unbesehen, und löst damit einen Sprengsatz aus. Bugs Bunny und Soldier in tausend Stücken. Wenn das nicht bitterböse und groteskkomisch ist.

Weiteres Signal für alle Kinorezipienten: Schnobkram. Wer ißt den jelly doughnut? Ein qualliger Rekrut, der Private Pyle. Und es ist, was jedem Konsumenten sauer aufstoßen wird, ein Strafessen in einer besonders üblen Schikaneszene; man kann die Schikane besonders gut nachvollziehen, nicht weil einem der Typ leid tut, sondern weil einem diese allseits geschätzte Leckerei vergällt wird. Außerdem: da »jelly« mit dem Wort »Qualle« verbunden ist und »doughnut«, wie man weiß, ein populärer Ausdruck für den U.S. infantryman ist, verspeist Quallen-Pyle seine Kameraden, einen nach den andern. Das ist augenfällig, denn Kubrick hat die Szene choreographisch arrangiert: die Rekruten liegen schon am Boden – im Liegestütz, vom Schinder-Sergeant Hartman kannibalistisch kommandiert. Einen Happs für Qualle, ein Pumpen für die anderen, die ersten liegen schon entseelt da, verzehrt sozusagen.

Die doughnut-Szene braucht ebensowenig einen Kommentar wie die Kurzgeschichte, die in einem Song erzählt wird. Freilich gibt es Schwierigkeiten bei der Synchronisation. Die macht die doughnuts zum deutschen Pfannengebäck: zu Berlinern. O.k., gegessen. Aber zum Kameradenfraß taugen sie nicht, weil Berliner nicht Rekruten in Parris Island sind, jedenfalls soweit ich weiß. Und wer den Film deutsch hört/sieht, wird niemals vollziehen, warum die Rekruten so besonders grausam sich an Kamerad Pyle rächen werden.

Sgt. Hartman stilisiert sich selbst – im Drill der Rekruten. Sein Wahnsinn, seine Perversion finden eine Form im Einüben eines militäreigenen Tanz-Lauf-Marschier-Schrittes. Die Kommandos werden normal, Ballettstunde, Ritual. Ich krieg es nicht mehr aus dem Kopf raus, wie er zum Laufschritt seiner Rekruten skandiert: »One – Two – Three – Four / U – S – Marine – Corps«. Oder: »One – Two – Three – Four / I – love – Marine – Corps«. Und so weiter. Unerschöpflich. Ein Ritual, das alle anderen Gedanken ausschließt. – Die Kamera, wie immer in diesem Film, unterstreicht die Styling-Szene. Affirmativ, läuft sie vor dem Marsch-Körper her, guckt zurück und macht ihn zum grandiosen Organismus, flink wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl, die Jungs. Aber sie ist überaffirmativ, hemmungslos. Die Stilisierung macht es, daß die Ausbildungsbilder gewalttätig werden, gefährlich, entmenscht, unbeeinflußbar. – Kubrick verstopfte sorgfältig die Fluchtwege. Zum Beispiel bietet er so gut wie gar nicht die sonst grade im amerikanischen Film üblichen individual-psychologischen Erklärungsmuster an, an die sich zu halten der Kinogänger sonst geübt ist. Schuld hat der böse Vater, die böse Mutter, die böse Ehe? Nichts davon in »Full Metal Jacket«. Wir sind als Rezipienten und Konsumenten des Spiels direkt angesprochen.

Kubrick stellt uns nicht Menschen vor, mit denen man immerhin noch versuchen könnte, ins Gespräch zu kommen, sondern Artisten: Künstler, die ihr Fach verstehen und die man nicht mitten in der Vorstellung unterbricht. Wie das Publikum im Kino – auch das ein Rezeptionsmuster, das in die Filmstruktur eingegangen ist – , sind die Rekruten auf dem Kasernenhof gebannt, wenn Sgt. Hartman, der Spieß, seine Fäkalarien erklingen läßt, eine kunstvolle Litanei auf den Grundtönen Votze, Arsch und Ficken. Lee Ermey spielt die Rolle, und er spielt sie perfekt. Er ist Meister seines Fachs, und ich glaube es sofort, daß Ermey selbst mit 17 Jahren ins US-Marine-Corps eintrat, selbst Ausbilder war und seine reichen Erfahrungen für die Vietnam-Filme »Apocalypse Now«, »The Boys in Company C« und »Purple Hearts« (»Einmal Hölle und zurück«) nutzbar machte. In »Full Metal Jacket« wird Lee Ermey zum Kunstwerk, unzugänglich, unangreifbar und umso gefährlicher. Wieder setzt die Kamera eins drauf. Sie fahrt ihm in den Rachen, das Zäpfchen füllt die Großaufnahme. Hinter ihm die geschorenen Rekruten, jeder auf einem kleinen Podest, einheitlich kostümiert, die Hände vorgestreckt zum Sauberkeitsappell: das ist wieder die klinisch saubere Choreographie, kurz vorm – bitterbösen – Musical. – Im Kino gibt es zur verbalen Scheiß-Ästhetik Lee Ermeys falsche Lacher. Während er – im Film – die Rekruten zur Sau macht, läßt er – im Kino – die Sau los. Grade das meine ich damit, daß der Film mit Fleiß und Nutzen die gängigen Rezeptionsmuster aktiviert. Übrigens werden die Lacher allmählich dünner, schließlich bleiben sie im Hals stecken. Das ging denn doch zu weit: die Welt als Veranstaltung der Marine.

Was haben wir am Massenmörder Charles Whitman und am Kennedy-Attentäter Lee Harvey Oswald zu loben? Nun, beide waren Marinesoldaten, und »sie haben bewiesen, was ein einziger Marine und sein Gewehr vollbringen können«. – Rekruten-Sex? Das Gewehr kommt ins Bett, das Geschlecht bleibt ungewiß. – Wozu ist Weihnachten da? »Der Pastor erzählt Euch, wie die freie Welt die Kommis besiegt: mit Gottes Hilfe und ein paar Marines«. – Sprüche, die zelebriert werden, jedes Stück ein Clip für sich, so perfekt, daß nirgendwo Platz für Widerspruch bleibt. Wohin mit der Wut? Ab in den Bauch.

Zweiter Akt. Auch der Straßenkampf in Hue wird meisterhaft zelebriert. Ich habe in der Vorstellung, in der ich war, zwar keinen Beifall gehört. Aber sicher waren alle viel zu ergriffen, nachdem die Pyrotechnik Flammen noch in die kleinste Fensterhöhle gesetzt hatte. – Wieder liegt es mir fern, mich darüber zu mokieren. Denn das Artifizielle macht Sinn. Endlich einmal ist Vietnam nicht in den fernen exotischen Urwald verlegt. Kampf in einer Stadt, in einem Industrieviertel wie überall, wie in unserer Stadt. Wir sind dicht bdm Thema »Vietnam in uns«. – Gedreht hat Kubrick den zweiten Teil des Films auf dem Abbruchgelände von British Gas PLC North Thames. Die Palmen waren aus Spanien herangeflogen und die angeblich 100 000 künstlichen Tropenpflanzen aus Hongkong. Der Art Director machte die Industrieanlagen während der zwei Monate Drehzeit mit der Abrißbirne allmählich dem Erdboden gleich.

Abriß-Ästhetik, Open-Air-Performance, Son-et-lumière-Spektakel: der Vietnamkrieg rückt nah, er wird produzierbar, wiederholbar, Service-Angebot. Es fehlen noch die Manager. – Die Ästhetisierung des Kriegs und der Massaker, die bei jedem andern in die Unverbindlichkeit geführt hätten, wird bei Kubrick zum Thema. Wer sagt, daß es heute keine Kriegs-Konsumenten gäbe, die das Spektakel als Performance genössen oder als Service nutzten? Private Joker, Reporter der Marine-Zeitung »Stars and Stripes«, fliegt in einem Militärhubschrauber übers Land. Neben ihm, an der offenen Tür, sitzt ein Typ in totaler Euphorie, happy, schwitzend, und feuert nach draußen, tacktacktack: »Äi Mann! Schon 157 Schlitzaugen umgelegt und 50 Wasserbüffel!« – Die Kamera schwenkt nach draußen: Frauen und Kinder stieben auseinander, auf der Suche nach dem nächsten Wassergraben. – Das Bild, das noch besser gepaßt hätte, wäre allerdings der häusliche Monitor gewesen und von der Diskette ein tolles Programm mit Laufwerk. Wer killt in welcher Zeit die meisten gooks? Desaktivieren macht Spaß!

Oder so: Popkultur aktivieren ist geil! Wer veranstaltet den nächsten Krieg? Spätestens wenn sofort an dieser Stelle »Wooly Bully« reindröhnt, der alte Titel von Sam the Sham and the Pharaos, kriegt man Angst vor der Antwort. – Für wen ist der Krieg willkommenes Ereignis? In einer besonders zynischen Sequenz läßt Kubrick Kamerateams der US-Fernsehstationen durch die Schlacht fahren, die Soldaten unterbrechen ihr blutiges Geschäft, um routiniert in die Kamera zu grinsen und das

zu sagen, was das Publikum hören will. Kubrick gelingt es, dies so zu bringen, daß uns die Lust vergangen ist, die Bilder zu sehen, die die Realität abbilden sollen: Sie sind von vornherein falsch.

Richtig sind die aggressiven Inszenierungen und Zuspitzungen vor den Prospekten – oder sagen wir: umstellt vor den Wänden – der eigenen Geschichte. In Hue inszenieren sich die Marines wie in einem Tollhaus. Bist Du John Wayne? – Wo ist General Custer? – Und wo bleibt der Show down?« Stell den Nigger hintern Drücker«, sagt ein Schwarzer von sich, stolz, jetzt wirklich, endlich befreit, echt und Ehrenwort, und dann haut wieder ein Stahlmantelgeschoß in einen Body: eine Blutfontäne schießt diagonal übers Bild, schwer und satt, sie scheint stehenzubleiben und das Bild durchzustreichen, nämlich den Film anzuhalten und den Genuß zu intensivieren. Nichts ist bewältigt. »Full Metal Jacket« hakt das Thema Vietnam nicht ab. Im Gegenteil, Vietnam verfolgt uns in die so heil geglaubten Welten der Popkultur. Bugs Bunny ist das erste Opfer. Wann ist die Mickey Mouse dran? Wann Mick Jagger?

Konkret 11/87, S. 68

Eckhard Henscheid

Unser Lautester demissioniert

Marcel Reich-Ranicki - auf diesen Fels baute Gott seine Literaturabteilung. Und fortan hatte in allen Auslegungsfragen keiner das Sagen außer ihm. Niemals hätte die Welt erfahren von der Macht der Kritik ohne sein FAZ-Amt. Denn mit diesem vermochte er Dichter in Dummbeutel zu verwandeln und Dummbeutel in Dichter. Nun tritt er ab, der Papst. Zum Ausklang der Epoche R.R. eine hymnische Nachrede von Eckhard Henscheid

Vor fast zwanzig Jahren formulierte Peter Handke den Verdacht, es sei schwer, über Reich-Ranicki keine Satire zu schreiben. Vor fast zehn Jahren faßte Christian Schultz-Gerstein im »Spiegel« nach, es sei schwer, über Reich-Ranicki überhaupt noch zu schreiben. Mir selber, der vor gleichfalls zehn Jahren der Attraktion des Mannes erlag und da sich deshalb sporadisch-kontinuierlich immer wieder mal ihm schriftlich zuwandte, verschlägt es, gebeutelt zwischen Lust und Langeweile, auch langsam das Unken. Was, um Himmelswillen, soll man über ihn noch schreiben, da allen am Geschwätz Beteiligten, so sie nicht komplett aufs Dach gefallen sind, längst alles bekannt ist?

Wahrscheinlich muß man ihn loben.

Zumal epochaler Anlaß besteht:

Seit Anfang des Jahres verwest Marcel Reich-Ranicki, 67, die FAZ-Literatur-Abteilung, wie man liest, nur noch interimistisch – ein passender Nachfolger scheint, was man hört, von den Herausgebern nach unermeßlichen Geheimniskrämereien endlich vorstellig geworden zu sein – nein, der Vorgänger Karl Heinz Bohrer ist es nicht, es wäre zu schön gewesen. Noch deckt seinen Namen der Mantel einer vermutlich komplizierten allseitigen Scham – vor allem der, daß der Mann eigentlich jetzt schon abdanken kann: So idealtypisch kongruent mit seiner Dekade, mit der FAZ und mit sich selbst wird der Neue doch eh nie. Gelobt sei schon deshalb sein Vorgänger, »der wunderbar temperamentvolle Mann und forensisch hochbegabte Streiter für alle Belange der Literatur« (Kollege Rupert Skasa-Weiß, mit nur äußerst leiser Ironie).

In der Meinung etlicher anderer Kritikerkollegen von Wolfram Schütte bis Schultz-Gerstein hat Marcel Reich-Ranicki, vor allem seit er für die Frankfurter Allgemeine firmiert, das Niveau der deutschen Literaturkritik, wie sie in den 70er Jahren nach neuen Höhen und Ausdrucksmöglichkeiten schielte, seit ca. 1975 mit steigendem Erfolg auf den Standard von ca. 1955 oder gar 1930 zurück gedrückt. Gut so; wahrscheinlich wäre sonst alles zu kompliziert, zu hochgeschraubt und noch scharlatanesker geworden – letztlich ist ja Poesie eh zeitlos, alles andere chices Proletengeschwätz, und aktuelle Literaturkritik hat höchstenfalls so oder ähnlich antithetisch sich zu bewähren: »In Peter Rühmkorf verehren wir den Poeta doctus ebenso wie den Bürgerschreck, den Magister ludens nicht weniger als den fröhlichen Taugenichts, den unermüdlichen Aufklärer ebenso wie den unsicheren Kantonisten...« (so oder so ähnlich RR zum 50. Geburtstag von Rühmkorf 1979; leider wurde der zehnminütige Wahnsinn scheint's nie gedruckt, und ich muß aus der Erinnerung zitieren.)

Loben muß man Reich-Ranicki auch für seine jenseits solcher Antithesen-Artistik simultane und ungescheut funktionärsmäßige Weinbauernperspektive von Literatur: »Dies ist ein schlechter Bücherherbst«. Denn wahrlich, wenn ich heute die Wahl habe, das Buchhandelsbörsenblatt oder ein Mitteilungsorgan der Riesling-Hersteller zu abonnieren, dann weiß ich, was ich zu tun habe – und eigentlich könnten die beiden eh längst fusionieren.

Schon zu besten Dienstzeiten eigentlich genug gelobt wurde unser sog. Kritikerpapst ob seines allseits attestierten hohen Unterhaltungswerts, welcher uns jetzt, da eine Ära sich gegen Abend neigt, absehbar schwerer fehlen wird als selbst seine Freunde längst befürchten. Loben muß man Reich-Ranicki ob seines spätestens 1987 ratifizierten Nachweises, daß Klagenfurt ohne ihn eben doch nix wert ist; auch wenn ein Komiker-Talent wie Karasek, ein Wort des Ko-Juroren Demetz aufzugreifen, in den nächsten Jahren noch entschlossener in die zurückgelassene, unsichtbar gegenwärtige Hülle steigen wird. Gelobt und gepriesen – eh ich's vergesse, weil's fast zu bekannt ist – sei R.-Ranicki für die kulturproduktive Leistung, die Gattung Literaturkritik, so schlicht er sie verstand; andererseits wieder so anproblematisiert zu haben wie Benn und Musil ihrerseits die Literatur. Seit R. Ranicki frägt sich's wieder mal forciert: Ist der Kritiker essentiell eine Unterhaltungsnudel? Ein Konditionsathlet? Ein phylogenetischer Börsenmakler? Ein Clown, ein Faktotum der allzeit kreglen Welt? Ode doch eher nur ein Telefonist.

Loben muß man R.-Ranicki für dies Polytalent im Zuge einer offensichtlich grenzenlosen Vitalität, loben ihn – oder wahlweise Gott – für seinen wunderbar bauerntheatermäßig mephistophelischen Kopf samt den diesem gehorchenden Grimassen, für das perniziöse Mundspiel zumal. Das schönste aber ist, wie er – etwa, wenn andere quatschen – den Schädel knuddelt und knetet: als ob er wahrhaftig Gedanken aus diesem herauslocken wollte, obschon keiner so gut weiß wie er, daß keine drin sind. Einschränkend tadeln möchte ich in diesem Zusammenhang gleichwohl und bei allem grundsätzlichen Wohlgefallen R.-Ranickis jüngste Fernsehshows: Allzu wahllos-gelangweilt harrte er da nur noch auf seinen eigenen endlosen Einsatz als Gaudibursch und Stimmungskanone, allzu erwartbar schnarrte er dann los, allzu

siegessicher seinen allbekannten Stiefel runter. Fürs Altenteil sei er beschworen: Auch ein genuiner Komiker wie er hat, nicht anders als Chaplin und Otto, die Ökonomie, das Timing, seine Mitkaspern zu beachten!

Umso eindringlicher, ziehe ich heute die Bilanz eines Dezenniums, die argumentativen Leistungen des Kritikerpapsts. Fast über seine Verhältnisse raffiniert die von ihm wesentlich kreierte oder doch perfektionierte Kunst einer Literaturkritik ex negativo: Eine FAZ-Seite mit der Aufzählung dessen zu füllen, was alles *nicht* im Buch der Ulla Hahn vorkommt. Auf der anderen Seite stand Ranicki auch immer wieder mal und wie auf Abbestellung für Merksätze von hoher gedanklicher Durchdrungenheit pfeilgerade: »Es ist immer noch besser, ein gutes Buch wird gekauft und nicht gelesen, als wenn es erst gar nicht verkauft wird« – genau, so ist es, und das akkurat gleiche sagte dann vorher auch schon der Suhrkamp-Vakaufschef Honnefelder, nur etwas kunstreicher und die Zahnärzte noch charmierender.

Apropos Zahnärzte, Bonner Wende usw.: Ausdrücklich loben möchte ich hier Reich-Ranicki, wie schon einmal, dafür, daß er uns von sich aus nie mit seiner Warschauer Getto-Vergangenheit genervt hat – andere, die nicht mal drin waren, leben, damit hausierengehend, lebenslang von diesem Bon. Obwohl: Etwas Konsternierendes hat es ja andersrum schon, wie bei einem Mann seiner Biografie ein jeder Anhauch von Marx, ja jede leiseste Spur eines irgendwie politisch situierten Literaturbegriffs unhörbar und unsichtbar bleibt – stattdessen ein tendenziell vollkommen luftleerer Raum, den allein sein Instinkt, sein obsoleter Geschmacksstandard zu füllen hat: »Ein gutttes Buch« – »Neeein, das ist keine guttte Littterraturrr!«

So soll's sein: Die Lautstärke gibt den Ausschlag. Sei's medial, sei's lieber noch naturhaft vokal und brachial. Im Casino-Ton erschalle folgerichtig »Offizierscasino-Bildung« (Schultz-Gerstein), identisch mit dem »hartköpfigen Altherrenschmonsus aus der Volkshochschule von 1930, der ihm durch die Rübe rauscht« (Eckhard Henscheid).

Denn der schafft klare Fronten. Wie sie uns in der vorkohlschen Ära so schmerzlich mangelten. Doch-doch, Herr Schütte, glauben Sie's nur: Adorno und Benjamin mit etwas Jean Paul durchschüttelt – da liegt partout kein Segen drin.

Womit wir aber auch beim Raddatz wären. Loben muß man RR dafür, daß er, anders als jener und trotz allen deckungsgleichen Größenwahns, zum einen nie, aber auch wirklich nie in die Idee sich verrannt, vollends auf den Strich zu gehen und einen Roman herunterzukaspern; seine einzige Gemeinsamkeit mit Karl Kraus. Loben muß man R.R. zweitens dafür, wie leidenschaftlich und gnadenlos er die Untaten des Hamburger Gegenpapstes und Oberschluris jeweils verfolgte und ahndete oder durch Minderfedern ahnden ließ – loben auch dann, wenn ihm über dem Rotanstrichen des Raddatz offenbar dessen Grandioses entging. Der Raddatz, nicht faul, aber nahm den Handschuh auf und revanchierte sich kürzlich mit der für seine Verhältnisse schönen Metapher, sein alter Haupt- und Staatsfeind sei ein »Illiterat« schlechthin, er schreibe »mit dem Telefon«.

Wir unsererseits, neutral, halten hier fest: Daß sie das beide tun; der eine etwas fixer, der andere ungleich lauter.

Reich-Ranickis zahlreiche Feinde und Kämpfe: Sie angezettelt, ausgetragen und durchgewürgt zu haben, sei unserem Frühpensionisten nie vergessen, dafür sei ihm besonderer Dank gesagt. Dürrenmatt und Handke, Andersch und M. Walser, um nur die populärsten der meist simultanen Fälle in Erinnerung zu rufen: Gepriesen seien Kampfeslust und Kampfesmut, es mit all den Pappkameraden aufzunehmen, für nichts und wieder nichts, wie es uns aus der zeitlichen Distanz dünken möchte – und fast noch lauter Ruhm geredet sei Reich-Ranickis felsenfest-unerschütterlichem, noch heute wirksamen Hirnschwurbel: in all den Kämpfen obsiegt, in der Sache recht behalten zu haben.

Gepriesen seien Eitelkeit und Größenwahn jenseits jeder Selbstironie, deren Reich-Ranicki sonst zuweilen fähig scheint. Nachweislich hält er jeweils seine Eloge oder seinen Verriß für beträchtlicher, für bleibender als das Epos selber: »Lesen Sie meinen Andersch-Verriß! Ein miserables Buch! Nein, das Buch von Andersch brauchen Sie gar nicht zu lesen! Lesen Sie meinen Verriß! !«

In diesem Fall parierte ich ihm sogar. Dochdoch, ruckelt man nur die langjährig verschrumpelte eigene Optik zurecht: Alles, alles muß man in der Rückschau an ihm loben. Ihn loben ob seiner bigamistischen Spätverheiratung mit Ulla Hahn, welcher (wer hätte sich sonst um sie gekümmert?) er öffentlich, in der FAZ, wortwörtlich »rote Rosen« überreicht und der er, nach fünf Jahren Konkubinat und trotz aller gelegentlicher Schäferstündchen mit Sarah Kirsch, trotz allem Hohn und Spott, hemmungslos die Treue und die Stellung hält. So wie unser Mann, nach Wolfgang Pohrts schöner Beobachtung, zuletzt nur noch mit dem Löwenmut der puren Verzweiflung Autoren »entdeckt« und seinerseits gelobt hat, nämlich die harmreichsten Luschen, die ihm vors Auge kamen: exklusiv deshalb, weil er sich nun mal entschlossen und für sie entschieden hatte – und weil er andererseits noch allzeit unfähig war, im nachwachsenden Schriftkunsttum des Landes, was seines Amts gewesen wäre, je wirklich Lobenswertes zu erspähen – richtig, jetzt rede ich u. a. auch von mir.

Jadoch, gelobt hat er seinerseits viel und immer die Falschen, so wie er nämlich, der Legende zuwider (und insofern führt Schultz-Gersteins ansonsten noch verbindlicher Aufsatz wegen seines Titels vom »furchtbaren Kunstrichter« nochmals fatal in die Irre) eigentlich immer mehr ein emphatischer, engagierter, ja enragierter Lober war denn ein Beckmesser und Richter; auch wenn umgekehrt und allerdings diese Loberei mit der Vernichterei eins und gehupft wie gesprungen ist: Denn selten diente beides je anderem als der Machtdemonstration, zu der Reich-Ranicki (in einem kürzlichen Interview mit dem

»Wiener«) auch vorbildlich gußeisern steht. Dazu nämlich, einem staunenden Land und einem am Ende darob gleichfalls staunenden Reich-Ranicki vorzuführen, was sich alles hochpushen läßt, wenn eins nur über die Power verfügt, Teil der ökonomischen Macht eines kalkreaktionären Blatts zu sein, dem kunstwillige Oberärzte, pensionierte Generäle und astierende Buchhändler eben mehr glauben als Schultz-Gerstein, Pohrt und mir zusammen – aus teils plausiblen, teils wundersam inkommensurablen Gründen wird halt immer noch jeder FAZ-Schrott abgekauft. Keine Doktorarbeit wird sie je ganz ausleuchten; Reich-Ranicki kennt sie wohl auch nur sehr oberflächlich – seine Größe und sein abermalig Löbliches ist es, derlei auch nicht allzu genau überdenken zu mögen. Sondern die Macht viel lieber eisern festzuhalten.

Ein schwerer Intrigant soll er, laut Raddatz, sein, der was davon verstehen dürfte. Auch das ist gut so, es wird heute, von Reiner Pfeiffer abgesehen, eh zu wenig intrigiert. Loben und preisen muß man Reich-Ranicki parallel dafür, wie umsichtig und genuin offizierskasinomilitärisch er, in den letzten Jahren immer straffer, seine Unterkritiker, seine Hauptscharfmacher und Wadlbeißer herangezüchtet, auf Zack gebracht hat. Alles, was etwaige autonome Positionen okkupierte, schied systemlogisch aus der FAZ Kritikerriege aus – was blieb, pariert blind, die gewünschte Marschrichtung wenn nicht wissend, so doch telepathisch ahnend. Einem jeden der Burschen ist klar, was die Ökonomie aus Honorar und Publizitätsprestige geschlagen hat. Wehe dem Jungautor, der der Hilfe dieses erlauchten Gremiums bedürfen sollte. Macht er sich irgend unbeliebt, genau so klanglos verschwindet er im Orkus wie jene, die als Rezensenten nicht auf Linie schreiben. Fast alle unter den letzteren tun es vorbildlich – und ich weiß, wovon ich rede. Reich-Ranickis derzeit am perfektesten funktionierender Schranze, der Tübinger Rhetorik-Professor Gerd Ueding, tat mir jüngst im Zusammenhang mit irgendwelcher Klagenfurter Schwerintrigen die Freude an, in mir einen »Klamaukschriftsteller« zu erkennen. Obschon er nachweislich noch keine Zeile von mir gelesen hat. Und obschon »Krawallschriftsteller« noch einen Tick präziser wäre. Aber für einen neudeutschen Kathederfrosch: nicht schlecht. Und – um noch für fünf Sekunden in meinen eigenen Erfahrungen zu verweilen – : Totgeschwiegen wird von der FAZ keiner; auch nicht ihr ärgster Feind. Sondern mindestens jedes sechste Buch wird glatt besprochen: jeweils vom willigsten und somnambulisch einfühlsamsten der auf Verfügungen wartenden Lakaien. Dies für die branchenfremderen der Leser.

Es gibt Marcel Reich-Ranicki nächstens einen Laden ab, den er in gut zehn Jahren bravourös, virtuos und hemmungslos auf Vordermann und Gleichklang gebracht hat. Lob sei ihm auch dafür. Bei der »Frankfurter Rundschau« ist vergleichsweise nur Chaos wahrzunehmen: zehn Meter hohes Niveaugeschaukel.

Zu rühmen ist Reich-Ranicki kurzum für den Nachweis, daß in Dingen der Kultur kein etwaiger demokratischer oder kollektiver Weltgeist das Sagen haben darf; sondern jeweils unser lautester, er selber; wo kämen wir sonst hin. Die Denkart überzeugt am Ende noch die Renitentesten, jene, um die sich vorgeblich alles dreht. Am machtvollsten zu loben, zu preisen, dankend zu feiern ist zum Beschluß einer Ära die Tatsache, daß ein schierer Mythos vom Großkritiker es vermag, deutsche Schwerdichter gleich serienweise narrisch zu machen. Der eine, Brinkmann, droht RR im Rahmen einer erstaunlich falschen Metapher den symbolischen Tod durch Erschießen an; der andere, Goetz, ritzt sich, jenem zu gefallen, in Klagenfurt mit dem Rasiermesser ins Hirn; Martin Walser gesteht, noch nagend an einem besonders dummen Verriß, öffentlich Alpträume ein, die RR als Hauptfigur haben; und Koeppen kapituliert: »Er schreibt über mich, also bin ich.«

So viel zum Stand des deutschen Obrigkeitsverächters .

Zum Ausklang seines Frankfurter allgemeinen Wirkens hat Marcel Reich-Ranicki hintereinander die Familie Thomas Mann, Hölderlin und Heinrich Mann abgefackelt – um im letzteren Fall in den Genuß zu kommen, den Kollegen Schütte ein letztes Mal aus der Reserve und zu einer freilich kaum gehörten Gegenpolemik zu locken. Im Casus Hölderlin = Hölderlin-Preis (ausgerechnet der Schranzen-Stadt Bad Homburg) wird RR ein schon zu Lebzeiten hallendes Echo seines Wirkens und seiner schwerlich sterblichen Denkart gern und womöglich sogar schmunzelnd vernommen haben: Ihn, der zuweilen wohl zwei Dutzend Literaturpreis-Jurys unisono überwachte, braucht es schon gar nicht mehr: Die Handvoll vormaliger Protegés von Hahn bis Köpf und Burger verleiht sich zwischen Bad Homburg und Bergen Enkheim die Gelder ungescheut schon selbander und hält sich 1987 wechselseitig Lob- und Dankesreden: Mit Sprüchen, die mir, dem Gedächtnisstarken, recht bekannt vorkommen: Sie stehen wortwörtlich schon in meiner RR-Burger-Parodie von 1984; und ergo in der FAZ von 1980-82.

Das Erbe steht, die Gesinnung stimmt, die Dreistigkeit wird, werweiß, sogar nochmals zulegen, auch ohne ihn. Frägt sich gleichwohl: Wohin mit unserem Pensionisten – der Mann scheint hochvital wie je. Wir wollen nicht verzagen – nichts spricht dafür, daß wir ihn künftig missen müssen. »Das Cäsarengehabe eines Conferenciers« (Mathias Bröckers in KONKRET) – wo wäre es besser aufgehoben als im großen Maul des Fernsehens. Substantiell gehört es eh längst in die Röhre, heute zwingender noch als vor zehn Jahren. Ein Alterswerk von schmelzendster Reife mag da brüllend auf uns zuwalken. Wir werden es zu gegebener Zeit nochmals zu loben wissen.

Konkret 11/87, S. 72

Günter Amendt

Dannecker zum dritten

Günter Amendt über Martin Danneckers Homosexuellen-Befragung sowie über Erfahrungen der Aids-Hilfe Schweiz in ihrer »Partnersthaft« mit der staatlichen Gesundheitsbehörde

»Ich habe gesagt, was zu sagen war. Dannecker tut, was er tun muß. Eine Diskussion findet statt. Jetzt werden Individuen entscheiden«, so habe ich meinen zweiten, in KONKRET 7/87 veröffentlichten, offenen Brief an Martin Dannecker abgeschlossen. Sie haben entschieden. Der Boykott läuft.

In einer Presseerklärung fordert der Bundesverband Homosexualität (BVH): »Boykottiert die Homosexuellen-Aushorchung« .

Danneckers Argument, seine Befragung werde die Diskussion über Homosexualität und Aids »versachlichen«, konnte nicht überzeugen: »Unserer Ansicht nach kann ihm dies in der gegenwärtigen Situation gar nicht gelingen, er wird den Scharfmachern nur neues Material liefern«, heißt es in der Erklärung, die – an die Homosexuellen gewandt – vorschlägt, Danneckers Projekt auf eine »pfiffige Weise« zu sabotieren: »Nehmt die Fragebogen entgegen, füllt sie aber nicht selbst aus, sondern gebt sie weiter an Heterosexuelle«.

Einem Beiratsmitglied des Bundesverbandes Homosexualität – Sozialwissenschaftler wie Dannecker selbst – geht der Boykottaufruf zu weit, doch seine Argumente sind schwach, seine Motive undurchsichtig. Man kann sie vergessen, denn die Untersuchung ist sowieso gelaufen, bevor noch die Fragebogen wieder eingesammelt sind. Das ist eine Feststellung. Ich sage das ohne jeden Unterton von Genugtuung, denn nach wie vor finde ich es bedrückend, daß Martin Dannecker in dieses Dilemma geschlittert ist. An der Sache ändert sich jedoch nichts: Die Untersuchung ist wissenschaftlich wertlos und politisch nicht vertretbar.

Als Dannecker den Forschungsauftrag der Bundesregierung an Land zog, mußte ihn die Erinnerung an die Wörner/Kießling-Affäre verlassen haben. Was er sonst noch vergessen und übersehen hat, will ich hier nicht noch einmal erörtern, interessieren würde mich allerdings, wie Dannecker nun auf die Affäre Pfeiffer/Barschel reagiert. Da spielt der Faktor Homosexualität als Instrument der Erpressung eine gewisse Rolle. Bedient wird dieses Instrument von jenen Kreisen, in deren Auftrag Dannecker zu arbeiten bereit ist. Gauweilereien sind kein Privileg der bayerischen Staatspartei.

Und Frau Süssmuth, die Ausnahmefrau? Mag sein, daß sie den Eindruck erweckt, sie habe nichts gegen Homosexualität und Homosexuelle. Da muß man »die entscheidende Frage stellen«, so wie Volkmar Sigusch im Vorwort des soeben erschienenen Buches »Aids als Risiko«: »Frau Süssmuth, was haben Sie unternommen, um den ruchlosen §175, den es nach wie vor gibt, endlich abzuschaffen? Wäre das nicht auch im Sinne Ihrer Kampagne gegen Aids aus Gründen der wirksamen Prävention dringlich geboten?« Sigusch macht sich keine Illusionen über den Charakter der Süssmuthschen Aids-Politik, zu der eben auch der Forschungs-Auftrag an einen angesehenen Sexualforscher zählt: »Diese Ministerin und diese Regierung werden für die Homosexuellen *als solche* nichts tun; sie benutzen einige von ihnen für unumgängliche Arbeit, die kein anderer tun kann, und wenn die Arbeit getan sin wird, werden sie ihnen wieder offen jene Tritte versetzen, auf die allein 'schwule Säue' in diesem Staat und dieser Kultur einen verbürgten Anspruch haben.«

Ja, Volkmar, genau so sehe ich es auch.

And now?

Wem der Boykottaufruf gegen Danneckers Untersuchung trotzdem als zu hart und radikal erscheint, sollte zur Kenntnis nehmen, was die »Aids-Hilfe Schweiz« (AHS) erfahren mußte, als sie sich auf eine enge Partnerschaft mit dem staatlichen Gesundheitswesen einließ. Von der sowieso vorhandenen gesellschaftlichen Diskriminierung einmal abgesehen, auch juristisch ist die Situation in der Schweiz vergleichbar mit der in der BRD. Über der Privatsphäre von Homosexuellen schwebt drohend der Paragraph 194 des Strafgesetzbuches und Artikel 157 des Militärstrafgesetzbuches. Paragraph 194 legt dn spezielles Schutzalter für Homosexuelle fest und Artikel 157 verbietet gleichgeschlechtliche Kontakte in Militär und Urlaub.

Nun ist auch unter Homosexuellen in der Schweiz eine Diskussion über die Frage entbrannt, wie weit man sich mit diesem Staat und seinen Institutionen einlassen dürfe. Auslöser ist eine vom Bundesamt für Gesundheitswesen in Auftrag gegebene Befragung zum Thema »Safer Sex«. Der Fragebogen wurde mit Hilfe der AHS, deren homosexuelle Mitglieder das Projekt ausdrücklich befürworten, unter den homosexuellen Teil der Bevölkerung gebracht. Das ist die »unumgängliche Arbeit«, von der Sigusch spricht, eine Arbeit, »die kein anderer tun kann«.

Herbert Rieder, Mitarbeiter der »Aids-Hilfe Schweiz« und homosexuell, will als Person dafür einstehen, daß die Befragungsergebnisse nicht mißbraucht bzw. gegen Homosexuelle gebraucht werden. »Daß ein einzelner AHS-Aktivist dafür geradestehen will, daß es der Bund nicht zu weit treibt, ist zwar eine schöne Absichtserklärung, vor allem aber eine

gefährliche (weil Illusionen Vorschub leistende) Größen- und Männerphantasie«, heißt es dazu in einem Kommentar des Magazins »Anderschume/Kontiki«.

Wenn aber »die Arbeit getan sein wird, werden sie ihnen wieder offen jene Tritte versetzen, auf die allein 'schwule Säue'« in diesem Staat und dieser Kultur einen verbürgten Anspruch haben« . In der Schweiz wird getreten, noch bevor die Arbeit getan ist. Mitten in der laufenden Präservativkampagne, an der sich die AHS aktiv und nicht ganz ohne Begeisterung beteiligte, startete das Bundesamt auf Druck konservativ-reaktionärer Kreise seine Moralkampagne 'Bleib treu'. Das war so nicht abgesprochen mit der AHS. Das war too much. Das ging gegen die Schwulen. Stefan Interbizin, AHS-Aktivist der ersten Stunde, stellt seine Mitarbeit bei der Aids Hilfe Schweiz ein: «Daß ausgerechnet das Bundesamt für Gesundheitswesen – entgegen allen Warnungen – zu einem derart mächtigen Allianzpartner der AHS werden konnte, wird nur verständlich, wenn man weiß, daß sich Laien in Machtpolitik erproben und damit die Sache (der Homosexuellen, G.A.) selbst verraten mußten.«

Die Meldepflicht wird nicht kommen. Das war die Voraussetzung für die Partnerschaft von Aidshilfe (AHS) und staatlichem Gesundheitswesen. Jetzt ist sie da. Sie gilt vom 1. Dezember 1987 an. Und nun?

Werden die homosexuellen Mitarbeiter der AHS auch den erweiterten Fragebogen des Instituts für Sozial- und Präventionsmedizin fröhlich in der »Sub« von Zürich und Basel, Bern und Luzern verteilen? Der Fragebogen will von Schweizer Homosexuellen wissen, was auch Dannecker im Auftrag der Bundesregierung von bundesdeutschen Homosexuellen zu wissen begehrt. Nur in einem Punkt geht er weiter, wenn zutrifft, was die Zeitung »Sonntags Blick« am 4. Oktober 1987 meldete. Das Bundesamt für Gesundheitswesen scheint nicht nur an einem Gruppenprofil *der* Homosexuellen interessiert zu sein, es scheint sich zugleich für jeden einzelnen Homosexuellen bzw. für jeden Homosexuellen einzeln zu interessieren. Jedenfalls will der Auftraggeber nicht nur Geschlecht und Geburtsdatum sondern auch den dritten Buchstaben des Vornamens sowie den dritten Buchstaben und die Gesamtzahl aller Buchstaben des Nachnamens wissen. Für wie blöd halten eigentlich Sozialforscher den homosexuellen Teil der Bevölkerung?

Eine Nachbemerkung aus aktuellem Anlaß: Der bereits erwähnte Bremer Sozialwissenschaftler R. Lautmann versucht in einem Leserbrief an die Zeitschrift »rosa flieder« den Vorwurf zu entkräften, Dannecker entziehe sich der öffentlichen Diskussion. Lautmann verweist auf eine Klausurtagung der »Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung«, wo Dannecker und ich unsere Argumente vorgetragen haben. Die Tagung war nicht öffentlich, weswegen ich mich, anders als Lautmann, über ihren Verlauf öffentlich auch nicht äußere.

Andererseits sind solche Tagungen keine Logentreffen. Sie entbinden uns als Sexualwissenschaftler nach meinem Verständnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit nicht von der Verpflichtung, uns der Öffentlichkeit zu stellen, über die wir uns äußern. Erst recht dann, wenn wir sie auch noch beforschen. Deshalb habe ich mich nach langem Zögern, obwohl ich glaube, daß die Argumente ausgetauscht sind, entschlossen, an der Diskussion »Wer zählt hier wen?« im Rahmen des Frankfurter Schwulenfestes 'Warm up' teilzunehmen. Rosa Zelt, am 1. November 1987 um 15 Uhr in Frankfurt/Main. Auch Martin Dannecker wurde eingeladen. See you.

Bundesverband Homosexualität e.V.:

Boykottiert die Homosexuellen-Aushorchung!

In diesen Wochen wird Dr. Martin Dannecker (Frankfurt) eine anonyme »Befragung über das Sexualverhalten und den Lebensstil von homosexuellen Männern« durchgeführt. Die Untersuchung soll eine Neuauflage der von Martin Dannecker und Reimut Reiche 1971 erstellten und 1974 unter dem Titel »Der gewöhnliche Homosexuelle« veröffentlichten Studie sein.

Der 203 – z. T. sehr detaillierte – Fragen umfassende Untersuchungsbogen liegt schon vor. Kontaktpersonen sind bereits unterwegs, um die Fragebogen an den Mann zu bringen. Die Untersuchung enthält wieder ein Bündel von Fragen zu verschiedenen Lebenszeichen Homosexueller (z. B. comingout, persönlicher Umgang mit der Homosexualität nach außen, Ausbildung, Beruf u.v.m.), legt aber den Schwerpunkt auf die Veränderungen der schwulen Lebenssituation durch AIDS, insbesondere beim Sexualverhalten.

Die Studie »Der gewöhnliche Homosexuelle« von 1974 war ein wichtiger Meilenstein zur Enttabuisierung von Homosexualität in der Gesellschaft. Während damals aber

das Vorzeichen Emanzipation hieß, treffen heute Untersuchungsergebnis

se über das Sexualverhalten von Homosexuellen auf ein repressives und wieder stärker schwulenfeindliches Klima.

Dannecker hat den Anspruch, mit der Untersuchung »die Diskussion über Homosexualität und AIDS zu versachlichen«. Unserer Ansicht nach, kann ihm dies in der gegenwärtigen Situation gar nicht gelingen, er wird den Scharfmachern nur neues Material liefern: –

Die Studie wird von der Bundesregierung finanziert. Es ist ganz offenstichtlich, wo das Erkenntnisinteresse der Auftraggeber liegt und wo nicht: Alle Ergebnisse über das Fortbestehen von Schwulendiskriminierung, die erschwerte Lebenssituation durch AIDS usw. wird die Rechtskoalition heute genausowenig zur Kenntnis nehmen, wie sie es bislang getan hat. Die Bundesregierung will keine schwulenfreundliche Politik betreiben. sondern AIDS-Politik. Dafür werden die Daten gebraucht. Wenn man den neuen Fragebogen mit dem von 1971 verglicht, wird dies an vielen Stellen deutlich sichtbar: Die Fragen nach Sexualverhalten und -praktiken sind weitaus umfangreicher und detaillierter. Die Auftraggeber wollen wissen: Treiben die Schwulen untereinander Safer Sex, verhalten sie sich so, wie sie sollen, oder muß man den Druck auf sie noch weiter erhöhen? Bisexuelles Verhalten wird ebenfalls sehr detailliert abgefragt. Während 1971 nur eine sehr allgemein gehaltene Frage zu diesem Thema auftauchte, wird nun geforscht: Wie oft? Mit wie vielen Frauen? Welche »Sorte« Frauen? Von vorne, von oben, von hinten, mit oder ohne Präser? Die Auftraggeber wollen wissen: In welchem Umfang wird das Virus von der Randgruppe in die arme unschuldige Allgemeinbevölkerung übertragen, wo sind die undichten Stellen, wie können diese gestopft werden? –

Diese Fragen werden nicht aus reinem Wissensdurst gestellt. Das Bundesgesundheitsministerium und alle anderen mit AIDS-Politik befaßten Stellen werden mit den Untersuchungsergebnissen ihre bisherige AIDS-Politik begründen können und dies auch tun. Zwar werden das Süssmuth-Ministerium und die Befürworter einer Präventionspolitik, die auch auf Aufklärung mit nur »ein bißchen Zwang« setzen, aus dem veränderten Sexualverhalten der Homosexuellen einen Erfolg der Safer-Sex-Kampagne ablesen und in der noch nicht 100%-ig erreichten Verhaltensänderung einen Beweis für die Intensivierung der Bemühungen in diesem Bereich erkennen können. Aber die Gauweiler in diesem Land werden ebenso aus jedem Promill »unsicheren Sex« einen Beleg für die Richtigkeit ihrer repressiven AIDS-Politik machen. Und da ist es letztlich gleichgültig, ob die Verhaltensänderungen mit 10, 90 oder 99«!70 angegeben wird und welche Folgerungen Martin Dannecker aus diesen Zahlen zieht. Diese Daten sind Munition in der AIDS-politischen Auseinandersetzung und sie werden so ihre Verwendung finden. Da die repressiven Tendenzen in der AIDS-Politik ständig und überall an Terrain gewinnen (Zwangstest in Knästen, Propaganda für Test und Monogamie durch die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung) kann diese Studie nur ein weiterer Meilenstein auf den Weg in den AIDS-Staat sein. –

Diese Untersuchung betrifft *alle* Homosexuellen, gleich ob sie zu denen gehören, die einen Fragebogen ausgefüllt haben, oder ob sie von dieser Studie nie hören werden; denn es soll aus den Ergebnissen ein Bild des »gewöhnlichen Homosexuellen« 1987 entstehen. Obwohl diesem Forschungsprojekt deshalb in AIDS-Zeiten ein so hoher Stellenwert für den Umgang von Staat und Gesellschaft mit der Gesamtheit der Homosexuellen zukommt, hat sich Martin Dannecker einer Diskussion über die Gefahren dieser Untersuchung nicht gestellt und weicht dem Gespräch auch trotz Aufforderung von Kollegen aus der Sexualwissenschaft aus. Schwule sind Untersuchungsgegenstand, aber nicht Gesprächspartner!

Aus all diesen Gründen halten wir es für notwendig, daß die Homosexuellenuntersuchung ihren Zweck nicht erfüllt. Weder dürfen die Ergebnisse verallgemeinerbar, noch die Daten überhaupt auswertbar sein. Deshalb werden wir dafür sorgen, daß die Befragung nur Datenschrott ergeben wird. Aus vielen Mitteilungen an unseren Verband wissen wir, daß bereits eine beträchtliche Zahl von Fragebogenempfängern das Projekt mittlerweile ablehnen und auf eine pfiffige Weise sabotieren.

Der Bundesverband Homosexualität e.V. ruft alle Verteiler und Empfänger der Fragebögen auf, diesem Beispiel zu folgen und die Homosexuellenaushorchung zu Fall zu bringen.

Das Stichwort heißt: Boykott durch Beteiligung.

Nehmt die Fragebogen entgegen, füllt sie aber nicht selbst aus, sondern *gebt sie weiter an Heterosexuelle* (Eure Geschwister, Erbtanten, Putzfrauen...)! Achtet darauf, daß Eure Bekannten nicht offensichtlich widersprüchliche Angaben machen, so daß diese Bögen nicht aussortiert werden können.

Falls Ihr keine heterosexuellen Bekannte habt, denen Ihr soweit Vertrauen schenkt, schickt die unausgefüllten Bögen mitsamt dem Kuvert (ohne Absender) in einem neuen Umschlag an uns; wir haben genügend willige Heteros dafür auf Lager.

Es geht darum, diese Untersuchung ad absurdum zu führen. Der Staat soll sich kein Bild von »den Homosexuellen« machen können!

Solange der §175 nicht abgeschafft ist, solange staatliche Diskriminierung fortbesteht, solange sich Schwule immer noch verstecken müssen, geht die Regierung unser Sexualleben nichts an!

Bundesverband Homosexualität, Postfach 120 630, 5300 Bonn 12

Konkret 11/87, S. 74

Otto Köhler

Der Kampfkommandant

1977 untersagte der Hamburger Schulsenator Günter Apel allen Lehrern der Hansestadt, »dunkle Punkte« im Leben des Hanns Martin Schleyer auszuleuchten. Jetzt ist ein Buch wiedererschienen, das in seiner erweiterten Neuauflage die bisher bekannten Punkte zu einem Bild von Verbrechen und Mord zusammenfügen kann.

Das letztemal sah ich ihn auf der großen Jubelfeier im Mannheimer Schloß, als Ex-Marinerichter Hans Filbinger zusammen mit Manfred Wörner, Golo Mann und anderen Freunden der geistig-moralischen Erneuerung Helmut Kohls Wahlsieg vom 5. März 1983 feierte: Spendensammler Friedrich Karl Grau, hier tuschelnd und da tuschelnd, zuweilen vorsichtig um sich blickend. Achtzehn Monate später war er plötzlich tot. Abgestürzt angeblich, als er sich aus dem Zimmer 241 des Luxemburger Zentralkrankenhauses abseilen wollte auf der Flucht vor da Polizei, die vor seinem Zimmer Wache hielt. Zwei dunkle Gestalten liefen weg. Graus Koffer war verschwunden – mit Unterlagen, die manchem Politiker hätten gefährlich werden können.

Grau, einstiger Ober-Pfeiffer der CDU – er ließ 1980 gefälschte Juso-Plakate kleben: »Lieber die Russen in Heilbronn als Strauß in Bonn« – starb ebenso ungewöhnlich wie so mancher andere düstere Zeitgenosse, der im Personenverzeichnis eines Romans steht, der erstmals vor drdzehn Jahren im September 1974 erschien: Bernt Engelmanns »Großes Bundesverdienstkreuz«. In die erfundene Romanhandlung – ein New Yorker Rechtsanwalt sucht im Auftrag eines jüdischen Mandanten nach einem von den Nazis geraubten Bild von Caspar David Friedrich – hatte Engelmann eine Fülle von Dokumenten verarbeitet. Sie beweisen den engen Zusammenhang zwischen bundesdeutschen Politikern und Industriellen, die ihr Vermögen machten durch die Arisierung jüdischen Eigentums und durch die Ausbeutung von Sklavenarbeitern auch aus dem KZ Auschwitz. Und er informiert über die Verschwörung, zu der sich 1970 führende Politiker von Union und FDP mit der Creme der Industrie auf Schloß Pichlern zusammenfanden, um die sozialliberale Koalition zu sprengen. Im Mittelpunkt steht der Schloßbesitzer und Pegulan-Chef Fritz Ries mit seinen jahrzehntelangen Beziehungen zu seinem politischen Ziehsohn Helmut Kohl, dessen »entsetzliche« Umgangsformen der einstige Präservativ-Produzent bis zu seinem Tod immer wieder bitter beklagte.

Ries beging 1977 Selbstmord. Sein Komplize Eberhard Taubert verunglückte im selben Jahr tödlich – er war Berater für »Psychologische Kriegsführung« beim damaligen Verteidigungsminister Franz Josef Strauß. Zuvor hatte er für Goebbels Mord-Filme gegen die Juden gedreht und für den späteren Bundeskanzler und seinerzeitigen Nazi-Propagandisten Kurt Georg Kiesinger okkultistische Radio-Sendungen gegen die USA geplant. Die Strauß-Ehefrau Marianne, mit 16 Prozent an Ries-Unternehmen beteiligt, fiel einem ungeklärten Auto-Unfall zum Opfer. Und Pegulan-Aufsichtsrat Hanns Martin Schleyer, der 1934 seinem Corpsbruder Ries die Waffen zum letzten Pistolenduell in Deutschland vorantrug, wurde 1977 vom Krisenstab der Bundesregierung den Terroristen geopfert – aus Staatsraison.

Jetzt ist Engelmanns Tatsachen-Roman wiedererschienen. Der alte Text – mit einer winzigen Änderung. Und dazu ein langes Nachwort mit vielen neuen Erkenntnissen. Gewiß, es gab damals, 1974, juristische Schritte gegen Engelmann. Der Generaldirektor der Pelikan-Werke in Hannover Hans-Joachim Götz ließ durch seinen Anwalt die Engelmann-Verleumdung beanstanden, er sei »als SS-Hauptsturmführer im Stabsamt der 'Reichskommissare für die Festigung des deutschen Volkstums' in den eroberten Ostgebieten« tätig gewesen. Engelmann sah sich gezwungen, diese Behauptung zurückzunehmen. In der Neuauflage muß er jetzt wahrheitsgemäß schreiben, daß Götz »als SS-Hauptsturmführer (F)« – dieses auf Betreiben des Götz-Anwalts neuhinzugekommene F steht für Fachkraft – , daß also Götz als SS-Hauptsturmführer (F) im Stabshauptamt des »Reichskommissars für die Festigung des deutschen Volkstums« tätig war – sozusagen also beruflich. Darauf mußte er schon als Mitglied des Beirats der »Deutschen Bank« Wert legen, die damals die Arisierung jüdischen Eigentums fachgerecht abwickelte. Auf ähnliche Art zurücknehmen mußte Engelmann auch seine Behauptung, Kohl-Gönner Ries, der 1938 für eine neuerworbene Präservativ-Sorte werben ließ: »MIGUIN jetzt arisch!«, habe in den Jahren von 1934 bis 1945 sein Vermögen »durchweg« durch Arisierung jüdischer Firmen erworben; es stellte sich heraus, daß der Anteil angeraubten jüdischen Firmen nur 93,7 Prozent betrug – 6,3 Prozent des Ries-Vermögens waren also möglicherweise rechtmäßig erworben. Von Hanns Martin Schleyer aber kam kein einziges Wort der Beanstandung an der Engelmann-Darstellung seiner Vergangenheit. Er bestritt nicht, daß er als Amtsleiter im NS-Reichsstudentenwerk, einer Tarnorganisation des SD, den Rektor der Freiburger Universität Friedrich Metz denunziert hatte. Er bestritt nicht, daß er mit nur 26 Jahren als »alter Nationalsozialist« 1941 in Prag das Prasidialbüro im »Zentralverband der Industrie für Böhmen und Mähren« übernahm. Und er bestritt auch nicht, daß er dort als SS-Führer tätig war. Im Gegenteil, dem »Stern« erklärte der damalige Arbeitgeberpräsident 1974 sogar: »Warum sollte ich klagen? Es stimmt ja alles!«

In einem Gespräch mit Engelmann selbst soll er im Juli 1976 – allerdings ohne Zeugen – gesagt haben: er sei tatsächlich »ein SS-Haudegen, ein toller Hecht, auch der letzte Kampfkommandant von Prag« gewesen. Schmunzelnd – so Engelmann – habe Schleyer hinzugefügt, »das Schlimmste« habe er ja »nicht herausgekriegt«. Das Schlimmste? Am 7. Mai 1945 unterzeichnete die Nazi-Wehrmacht die bedingungslose Kapitulation. Zwei Tage zuvor, am 5. Mai hatten tschechische

Aufständische ein Schulgebäude in Prag umzingelt, in dem sich eine SS-Abteilung verschanzt hatte. Obwohl sie über Minenwerfer verfügten, wagten die Tschechen nicht anzugreifen, weil sich in den Händen der SS zwanzig Geiseln befangen. Am Abend schickten sie einen Parlamentär in die Schule. Man einigte sich: freier Abzug für die Geiseln und im Gegenzug Garantien für die SS-Leute. Dazu verlangte der SS-Kampfkommandant noch, daß man aus seiner Wohnung seine Frau und sein Kind herbeibringe. Das geschah. Gegen Mitternacht wurde eine Frau, die ein kleines Kind auf dem Arm trug, mit einem Auto zum Schulgebäude gebracht und gegen die Geiseln ausgetauscht – die Aufständischen zogen sich vereinbarungsgemäß zurück.

Am nächsten Morgen, den 6. Mai 1945, kam es in unmittelbarer Umgebung des Schulgebäudes zu einem Massaker der SS an da Zivilbevölkerung. Was den Anlaß dazu gab, hat Engelmann nicht herausgefunden. Ein Denkmal verzeichnet die Namen der Opfer: 41 Menschen, unbewaffnete altere Männer, Kinder, einige davon jünger als drei Jahre, Frauen, unter ihnen zwei Hochschwangere. Fotos, die im Engelmann-Buch wiedergegeben sind, zeigen die Leichen der Ermordeten. Am 7. Mai während Generaloberst Jodl in Reims die bedingungslose Kapitulation unterzeichnete, hatten sich die Mörder wieder in dem Schulgebäude verschanzt und neue Geiseln genommen, es gab neue Verhandlungen mit dem SS-Führer. Engelmann: »Bei diesem – wahrscheinlich letzten SS-Kampfkommandanten, einem nach tschechischen Angaben etwa dreißigjährigen Mann mit Mensurnarben... soll es sich um den für das Massaker Verantwortlichen, der daran auch persönlich teilgenommen hatte, gehandelt haben.«

Unter Mitnahme ihrer Geiseln setzten sich die SS-Leute am 8. Mai 1945 in Prag ab. Sie sollen sich den vorrückenden US-Truppen ergeben haben. Nach tschechischen Aufzeichnungen wird der Name des SS-Führers mit »Shallmeyer« angegeben. So oder so ähnlich soll er sich den Parlamentären vorgestellt haben, als er Tausch der ersten Geiseln gegen seine Ehefrau und sein Kind vorgeschlagen hatte. Es habe sich um einen »gedrungenen, breitgesichtigen Mann mit dicken Lippen« gehandelt, dessen Name jedenfalls mit einem Sch-Laut begann und auf »Meier oder so ähnlich« endete.

Engelmann hat die Ranglisten der SS überprüft. Er ist auf einen SS-Sturmbannführer Luitpold Schallermeier gestoßen, der aber mit Sicherheit bei Kriegsende nicht in Prag war. Der einzige SS-Führer, dessen Name Ähnlichkeit aufweist, auf den die Beschreibung paßt und der sich zu dieser Zeit in Prag aufhielt, war Hanns-Martin Schleyer, damals gerade 30 Jahre alt, verheiratet – sein Sohn war sieben Monate alt.

Diesem Sohn, dem heute 42jährigen Chef der rheinland-pfälzischen Staatskanzlei Hanns-Eberhard Schleyer, hat Engelmann am 1. Juni 1987 geschrieben, daß ihm sein Vater 1977 erklärt habe, er sei der letzte Kampfkommandant von Prag gewesen. Und daß er auf Dokumente gestoßen sei über die Tätigkeit dieses letzten Kampfkommandanten. Sohn Hanns-Eberhard antwortete am 20. Juli: »Ich halte es für völlig ausgeschlossen, daß er sich Ihnen gegenüber als SS-Haudegen und letzten Kampfkommandant von Prag bezeichnet hat... Ich halte es allenfalls für möglich, daß er sich in sehr ironisierender Weise mit Vorwürfen auseinandergesetzt hat, obwohl mir auch das im Hinblick auf die Problematik des Themas mehr als zweifelhaft erscheint.« Und noch etwas schrieb der Schleyer-Sohn dem Schriftsteller Engelmann: »Eine Beurteilung des Falles Boock ließe sich nur dann vornehmen, wenn man sich wirklich en détail mit diesem Verfahren auseinandersetzt.« Das aber habe er aus »verständlichen Gründen« nicht getan.

Engelmann hatte den jungen Schleyer daran erinnert, daß Peter-Jürgen Boock wegen Mittäterschaft bei der Entführung und Ermordung seines Vaters vom Oberlandesgericht zu dreimal lebenslänglich und fünfzehn Jahren Freiheitsentzug verurteilt wurde. Und das, obwohl sich Boock vor dem Mord an Hanns-Martin Schleyer, den er entschieden mißbilligte, von der RAF trennte und ins Ausland absetzte.

Die SS wurde in Nürnberg offiziell als verbrecherische Organisation anerkannt. Trotzdem hat kein bundesdeutsches Gericht je einen SS-Mann wegen seiner Zugehörigkeit zu dieser Organisation verurteilt. Die furchtbaren Richter von Stuttgart aber verurteilten Boock allein wegen seiner Zugehörigkeit zur RAF als Mittäter an einem Mord, den er nicht gewollt und stets mißbilligt hat.

Bernt Engelmann: Großes Bundesverdienstkreuz mit Stern, Steidl Verlag, 224 Seiten, DM 14,80

Konkret 11/87, S. 76

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

taz

MONTAG, 12.10.87

Fast schon taz-üblich will keine der Frauen gern die Frauenseite übernehmen. Horst Tomayer, gewiefter Fußballfan, erkennt die Lücke: Ja, ich wäre bereit ' die Frauenseite zu machen« .Die Frauenseite?« wagt Elfriede Jelinek ungläubig zu fragen. Aber da hat sich Tomayer schon längst mit einem: Jawohl, die Frauenseite, ich habe Frauen nämlich sehr gern« unwidersprochen für diesen Posten qualifiziert. Und in den nächsten drei Tagen scheint fortan der peinliche Moment schier unaufhaltsam, wo der frischgekürte Frauenredakteur einer der Kolleginnen aus Redaktion oder Technik »aus lauter Liebe zu den Frauen« an den Busen grapscht.

Vera Gaserow von der »taz«, von der diese Zeilen stammen, irrt vorsätzlich: Ich bin keiner, der den Frauen, sie allerdings ihrer unvergleichbaren Einmaligkeit wegen liebend und verehrend, »an den Busen grapscht«, sondern in erster Linie einer, in Ausdrücke wie Brüstchen Verliebter, der das Hauptwort »Busen« nicht leiden kann, aber das Tuwort »grapschen« haßt wie den grausamen Ausdruck »bumsen« oder den real existierenden Brustkrebs. Vera wäre besser beraten gewesen, zu erwähnen, daß ich mich am letzten der »drei närrischen Schriftstellertage in der 'taz'« bei den Frauen in der »taz« für deren Wohlwollen mit einer Nelke und diesem Gedicht bedankt habe:

Nelke, du die Wucht des gewerkschaftlichen wie sozialdemokratischen Gedankens spiegelnder blutroter Blütenboschen im Haupthaar des dem Kapital ganz schön auf den Wecker bezugsweise auf den Leim gehenden Proletariats

Sei, Nelke du, die Gruß- und Kußüberbringerin des aus sowohl freien wie schwebenden SchriftstellerInnen, ZeichnerInnen, MalerInnen und BildnerInnen sich zusammengesetzt habenden rent-a-redaction-Teams an die goldenen Frauen in der »taz«

SEHR GEEHRTE FRAU BARSCHEL!

Sie und ich (darunter mach ichs nicht), wir drehen jetzt einmal 360 Grad durch und vergessen gründlich, daß Ihr toter Mann zeitlebens dem großen, den Kleinen viel Schlaflosigkeit und Zähneklappern bescherendem Gelde sowie diesem namentlich Jesus Christus persönlich verhöhnenden meerumschlungnen Schützenvereinsschreißdreck den spitzen Mund zur Verfügung gestellt hat. Wir vergessen ferner, daß Sie seinerzeit, als alles noch nicht zu spät war, nicht in Befolgung der Binse, daß zusammnes Weinen maximal halbes Leid ist, gemeinsam mit Frau Engholm, sondern total egoistisch allein geweint haben. Wir vergessen schließlich, daß Sie, dümmer als die sieben Geißlein, einem Bild-am-Sonntag-Ungeheuer die Tür zu Ihrer guten Stube öffneten und ihm brühwarm steckten, daß Sie, der ganzen Aufregung über die unhaltbaren Vorwürfe gegenüber Ihrem Manne wegen sich nicht um das im Hause Barschel übliche Upperclassmenue zu bekümmern vermögeten, sondern sich und ihre Kinder vor die Schranken eines sogenannten »Schnellgerichts«, bestehend aus »Leberkäs und Wurzeln« zu zerren gemußt habeten, sowohl nicht ahnen könnend, daß zu Leberkäs süßer Senf und a Brezn, nicht aber Karotten oder Rote Bete gereicht werden, wie wissen müssend, daß Leberkäs des hohen Salinegehaltes wegen Gift für Kindermägen ist. Vergessen, vergangen, vorbei. Aber nun kommt unerbittlich meine Bitte auf Sie, sehr geehrte Frau Barschel, zu: Sehr geehrte Frau Barschel! Vertrauen Sie nicht mehr dieser Ihnen nur vermeintlich vertrauten Umgebung. Beenden Sie Ihr Leben in diesem Zombizoo, kündigen Sie diesem Unzuchthaus und kommen sie mit Ihren Kindern und kleinem Gepäck zu den Leuten, kurzum: Zu uns! Schauen Sie, Pressesprecher, Ehrenwort, beurlaubt, Staatssekretär, SPIEGEL-BILD, Pfeiffer, Pfeifenraucher, Glaubwürdigkeit, Graf Kroissengrätz, Fraktionsvize, 42,6 Prozent, Koalitionsverhandlungen, Kribben an Bord, Themenkatalog, Uhuwiedereinbürgerungssonderkommissionsbeauftragter, »Fürbittgebet der nordelbischen Kirche um Einkehr von Mäßigkeit in die politisch Verantwortlichen«, Versicherung an Eides Statt, die Feile, mit der dem Nekrolog der letzte Schliff verpaßt wird, der ausgefallne »Ball des schleswigholsteinischen Roten Kreuzes unter der Schirmherrschaft des Herrn Ministerpräsidenten Dr. Dr. Uwe Barschel«, die Wanzen, die abgesetzte NDR-Fernsehsendung über »Politische Kultur«, die 14 Prozent MWSt auf die Detekteirechnung, Fraktionsvitzestellvertreter, BAT Sowieso, Selberumbeurlaubungbitten, Beurlaubungsbittennahelegen und dann, o Gott: ein Wesen namens Zumpfort (Zumpfort! §&% = «; + ?!?)und schließlich der Kunstmuseumsmann Heinrich Emden, der Ihnen und Ihren Kindern vercleart, daß die Würde des sowohl »wahrscheinlich tot« wie »leblos«, gewiß aber des Schamgefühls wegen bekleidet in der gefüllten Hotelbadewanne liegende meerumschlungene Ministerpräsidentenleichname ablichtenden Fotografen nach Artikel Eins unsrer geistigen Verfassung unantastbar sei. Undzu allerletzt der männliche Untersuchungsausschuß, der der auf den

gewissen Stuhl geschnallten weiblichen Wahrheit in den Schritt schaut - nein, sehr geehrte Frau Barschel, das ist kein Leben. Mit so einem kann man nur eins machen: Schluß! Weg mit diesem Dreck zu dessem Schaden. Kommen sie, sehr geehrte Frau Barschel, zu uns, zu den Leuten. Wir brauchen Sie in unserem Kampf um ein kommodes und seriöses Leben dringender denn je!

Zum »Ausklang« der 750-Jahr-Zelebritäten Großberlins stellen Michael Sowa (»Naumanns Katzenschinderei«), den F. W. Bernstein zum Künstlertypus »dreister Meister« zählt, und Ernst Kahl (»Bestiarium perversum«, »Kleine Schule des Geraden Sehens«), den Robert Gernhardt gern hat (pardon, Robert, für dieses originelle Wortspiel mit deinem Namen) in der Westberliner Galerie am Chamissoplatz aus. Die Galerie ist Dienstag bis Freitag von 12 bis 19 und Samstag und Sonntag von 12 bis 18 Uhr offen.

Konkret 11/87, S. 80

Blutende Schwertlilie

Wenn Worte nicht ausreichen - Was will das Video und wer sind seine Eltern?

Das Video ist nur aus dem gegenseitigen Sichaufessen, Ausscheiden, Koprophagieren und anderen Angewohnheiten der Popkultur im Umgang mit anderen Kulturen zu verstehen. Hierbei wird »Pop« sowohl im emphatischen Sinne (als Philosophie) als auch als Kürzel für Populärkultur (also im kunstsoziologischen Sinne) benutzt. Schauen wir dem Organismus dieser Kultur ein wenig bei der Peristaltik zu!

In der Regel ist das Video eine aus einem Spielfilm herausgenommene Gesangs-/Tanzeinlage. Was war die Gesangs-/Tanzeinlage in the first place? Nun, sie ging aus der naiven Freude des Kinos über sich selbst hervor. Das Kino freute sich, daß man das, was man im Leben oder im Showgeschäft tut, auch vor der Kamera tun kann. Seit 1928 gehören auch Singen, Tanzen und Musik dazu. Nachdem diese naive Freude sich gelegt hatte, mußte man mit den Tanzeinlagen etwas anfangen, sie zum Beispiel in einer Weise choreographieren, wie es im wirklichen Showgeschäft technisch nicht möglich war. Der Regisseur sollte noch das Seine dazutun und durch eine »filmische Grammatik« die Ornamente weiter ornamentalisieren, d. h. Gesang und Tanz waren nicht mehr nur Gesang und Tanz, die man einfach für die Leinwand übernahm, sondern wurden speziell fürs Kino produziert.

Im Magen des Kinos wurden Gesang und Tanz zersetzt. Es konnte sie nach der Busby-Berkeley-Ära nur noch als Wasserspiele (Esther Williams) oder Handlungshemmer (Musicals, Filme, in denen das Gangsterliebchen Nachtclubsängerin ist, Filme, in denen Stars mitspielen, die bekanntlich singen können etc.) gebrauchen; fügte sie also in das Narrativ ein, wo sie nur noch eine Bedeutung für das Narrativ hatten und keine eigenständige Sensation darstellten. Als Sensation im naiven wie im choreographischen Sinne tauchen Gesang und Tanz in den 50ern nur noch auf dem Eis, auf dem Wasser und bei Fred Astaire auf. Seitdem stehen Gesang und Tanz im Schatten der Story. Man kann Lieder nur noch hören, Tänzern aller Art nur noch im Bewußtsein zusehen, daß da eben was war und gleich noch was kommt.

Einerseits profitiert das Video von dieser Geschichte. Es kann dem Popsong, der ja entstanden ist, nachdem die Musik ihrerseits ein paar literarische Formen vertilgt hatte und er so seinerseits immer ein kleines Narrativ ist, die Aura verleihen, ein Kapitel aus einem großen Epos zu sein. Sehr viele Songs des Videozeitalters wurden mit drei Pünktchen vor dem ersten und drei Pünktchen nach dem letzten Takt komponiert (eine Fortsetzung gab es jedoch in den seltensten Fällen). Fast alle Videos der ersten Generation aus dem Zeitalter des stark narrativen Zitat-pop (1981 ff) wurden so gedreht. Das bekannteste und vielleicht beste Beispiel dieser inzwischen heruntergekommenen Kunstform dürfte Culture Clubs *Do You Really Want To Hurt Me?* sein, das so tut, als erzähle es die Geschichte eines ganzen Jahrhunderts.

Andererseits litt das Video unter dieser Geschichte mit der Geschichte, dem Narrativ. Denn auf seinem Wege zurück zur Sensation, zur Pseudo-Naivität, konnte es noch nicht ganz die Funktion des Handlungshemmers und Spannungsaufbauers abschütteln. So erwarten eigentlich noch heute Millionen Fernsehzuschauer nach einem Video, daß die Geschichte anschließend weitergeht oder etwas anderes passiert, wo doch nur ein neues Video (oder Stefanie Tücking) folgen kann. Natürlich liebt man Gesang und Tanz und sieht sich/sah sich viele Filme nur wegen dieser Einlagen an, sie waren Marmelade, die Story das Brot. Auch das führt bei Videosendungen im Fernsehen zu Insulinmangel, immer wieder aß man die verbotene Frucht, ging ans Eingemachte – und nie den zähen, drögen Weg dahin, obwohl wir gelernt haben, daß er zu jedem anspruchslosen Genuß dazugehört.

Gegen 1956 verlor die Gesangs-/Tanzeinlage in der Regel alle ihre eingangs erwähnten Funktionen und tauschte sie gegen die eine: die Präsentation des Stars, der etwas Besonderes konnte. Das war nötig geworden, weil in den späten 50ern jede Menge Stars außerhalb des Kinos entstanden waren, auf die es selbst nicht verzichten konnte. Archetyp dieser Gattung sind die Elvis-Filme...

Der Film mit Stareinlage ist auf überzeugende Handlung und Verquickung der Handlung mit traditionellen Elementen nicht mehr verpflichtet. Zwar hält er sich noch rudimentär an diese Tradition, z. B. ist Elvis schon manchmal ein Sänger, genauso oft ist er aber etwas völlig anderes (ist bereits Remake eingeführter Filmfiguren in einer ähnlichen Weise wie heute so oft im Video). Und das muß auch so sein, denn das Prinzip des Stareinlage-Films heißt: Elvis – einmal anders. Der Star kann im Kino nur als Verkleidungskünstler in ungewohnten exotischen Umgebungen etc. bestehen. Da Eindrücke nicht aus Unterscheidungen zu vorangegangenen Eindrücken entstehen können, weil nichts erzählt wird und keine Entwicklung stattfindet, wird die Stimmung, der Ausdruck, ausschließlich mit Übertreibungen hergestellt. Die Röte des Rots in Technicolor . *Blue Hawaii.* Farben werden zu Adjektiven. Ornamente reden im Superlativ. Nun, hier findet sich die Urform von 50 Prozent der heute gebräuchlichen Videos. Mädchen als Ornamente. Farben als Farben. Das Image des Stars ist immer dem Image der jeweiligen Rolle übergeordnet: Elvis ist Elvis, die Rolle lediglich ein Attribut seiner Omnis (-präsenz, -potenz etc.).

So ist es gut, so stellt sich Pop in seiner zeitlosen, seiner amerikanischen Spielart dar: zeitloses Feiern einer zeitlosen Tautologie. Der Größte ist der Größte. Das konnte man allerdings nur von 1961-63 genießen, der Zeit der Dekadenz von

Hollywood und von Rock 'n' Roll, die im Zeichen von Kuba-Krise, Kennedy-Euphorie und Kennedy-Ermordung ihr prävietnamesisches, glückhaftes Zusammenspiel fanden...

Ein weiteres Charakteristikum, das in diesen frühen Filmen auch schon auftauchte: Die tendenziell wachsende Bedeutung des Stars / Musikers / Sängers als ebensolcher führte dazu, ihn auch nur als solchen zu zeigen, d. h. in seiner Funktion als Star, aber auch bei seiner Arbeit. So entsteht scheinbar eine Dokumentation, in der die Aktionen des Sängers mit all seinem pop/rockspezifischen Gebaren eine für einen Filmablauf geforderte Handlung ersetzen...

Auch heute sieht man in vielen Videos den Musiker zumindest einige Sekunden lang als Musiker/Sänger agieren (was die Plattenindustrie sogar zur Pflicht macht, wenigstens für 15 Sekunden...).

Dieses möglichst interessant in Szene zu setzen, geschieht in den, vor allem in den Siebzigern modernen dokumentarischen Musik-Filmen, die das Stilmittel der Verzögerung einsetzen. Man wartet sozusagen wie ei einem Konzertbesuch auf den Auftritt der Stars, während man einigen Statements zu »On the Road«-Leben und Bohème, mit Witzchen und dummen Sprüchen unterlegt, zusieht und zuhört oder eine Kamera die Musiker auf der Bühne, Gesicht um Gesicht, Gitarre und Hände, Schlagzeug, Keyboards und was auch immer, abfahrt. Hier könnte man eine eigene Geschichte der Rockmusik-Kamerafahrt schreiben, die ewiggleiche Szenen beinhaltet.

Dagegen: Die Poproduktion, die nicht »Dokumentation« suggeriert, bei der sich die Musiker nicht an ihren Instrumenten oder der Sänger in Schweiß und Tränen am Mikrophon »schaffen«, bei der daher auch nicht Hände, Gitarren, Gesichtsausdruck gefilmt werden, sondern Frisuren, Tanzschritte, das Kleid, der Anzug, Show, Dekoration, Licht, aber auch die Stimme. Ein Prototyp dafür ist – obwohl in schwarzweiß gedreht – *The Big Beat,* sind aber auch die Fernsehmusikshows der 60er Jahre, nicht nur amerikanische, sondern auch die der englischen Hochzeit des Pop *(Ready, Steady, Go; The Old Grey Whistle* Test oder im deutschen Bereich der *Beat Club)...*

Der Beatles-Film ist die Fortsetzung des Elvis-Films mit anderen Mitteln, an ihn schloß die Monkees-Serie an. Diese Art von Filmen bildet heute den Grundstock der besten Clips, die meist britischer Provenienz sind. Im Gegensatz zu den Elvis-Filmen geben sich die Beatles-Filme keine Mühe mehr, den Star eine Rolle spielen zu lassen, sie entwerfen statt dessen vorgeblich reale Eigenschaften des Stars, ebenso übertrieben und bizarr, mit denen sie hemmungslos spielen.

Die Beatles entwickelten sich über *Yeah Yeah Yeah, Help* bis zu *Magical Mystery Tour* und *Yellow Submarine zu* einem Ensemble grundsätzlich festgelegter und gerade darum für jede psychedelische Spinn-Phantasie unendlich nutzbare Folie. Sie waren das Urbild des britischen Pop als schnellunerklärlich-unvereinbare Eintagsfliege, der alles erlaubt ist, das Gegenteil von Musikern im emphatischen Sinne, denen ihre Musik über alles geht (was heute vom Image her die misten sind, weswegen sie sich alle so schlecht in den Clips benehmen). Sie eröffneten das visuelle Zeitalter des Pop, bei ihnen fraß der Popsong die Filmbilder auf und nicht umgekehrt, wie es zehn Jahre vorher in Hollywood (und teilweise heute im Videoclip) der Fall ist. Bezeichnenderweise vertrat das goldene Jahr des Videoclip, 1982, eine ähnliche Philosophie, die nach jahrzehntelangem Bemühen um Musikalität in der Popmusik wieder ein letztes Mal zum Tragen kam: Haircut 100, ABC, Human League waren »Superpop« im Sinne Mk Cohns und machten in der Regel Filme in der Art der Beatles, auch wenn diese bei ABC aussahen wie Mary Poppins, bei Haircut 100 wie die der Monkees (die logische Fortsetzung der Beatles mit schamloseren Mitteln) und bei Human League wie die von Human League. Sie zitierten die Beatles-Filme nicht, aber sie teilten die Idee der mittleren 60er, daß Pop mehr als Musik, als Jonglieren mit Referenzen aller Art, vor allem eben auch visueller Elemente sei. In solchen selbstbewußten Momenten fraß Pop alles auf.

Als Pop so richtig satt, wehrlos und gemästet war, kamen die Intellektuellen, wie gehabt beim Kino tätig, und taten sich gütlich. Sie verdienten damit, in der Regel ein bis fünf Jahre, nachdem das Phänomen aktuell war, Geld und verzerrten es so, daß es Trash wurde *(Psych out).* Nur einige wenige waren richtige Komplizen des Pop wie Godard und Scorsese. Die meisten wollten aber unter anderem selber Popstars sein und die Kulturindustrie beeinflussen, was diese normalerweise verweigert. Die »Politique des auteurs« der Nouvelle Vague fiel mit der Zeit zwischen Elvis und den Beatles zusammen. Auf dieser Grundlage wurden Musikfilme gemacht. So sind in Filmen Formen des Videos entstanden, bis schließlich auch das Video an sich als Medium vom Filmemacher/Regisseur eingesetzt wurde...

Neben der Funktion als Handlungshemmer war eine klassische Rolle des Liedes im Film (Musical, Operette), den Mund des Menschen dann auszufallen, wenn Worte alleine nicht mehr ausrichten. Normalerweise ist das bei der sogenannten Liebe der Fall. So entsteht das Phänomen des »Ansingens«: »Hello, is it me you're looking for?« Hierzu ist beim Videoclip nötig, daß durch wenige, kurze Bildklischees extrem elliptisch eine Geschichte angedeutet und dazu deren lange schwellende Dramatik suggeriert wird, dann 90 Minuten Spielfilm-Climax/Anticlimax auf zehn Sekunden zusammenschnurrt, um der Schnulze ihre Chance zu geben.

Varianten der Situation, in denen Worte nicht ausreichen: Psychedelia, also Drogenerfahrung, grenzüberschreitender Sex, mystische Erlebnisse. Die Vorbildfilme der 60er, *Zabriskie Point* oder *The Trip,* griffen zum verschlungenen Gitarrensolo-Schleier, wenn die darzustellende Erfahrung so groß wurde, daß sie nicht mehr zu verbalisieren war oder sein durfte. Diese Variante gibt es im Video bezeichnenderweise vor allem in der perversen Umkehrung: Die Musik ist so langweilig, so

wenig Pop, so unliterarisch, so unbedeutend, daß das Unsagbare herbeizitiert werden muß, heute weniger durch Farbgewaber als durch grafische Witzchen, schnelle Schnitte (irgendwie kommen immer mal kurz Reagan und Gorbatschow vor) oder durch britisches Hexen-Grusel-19. Jahrhundert-Ambiente. Regel: je instrumentaler, je unverbindlicher, je jazzrockiger, desto »Unsäglicheres« im Bild. Hier verläuft die Grenze zum »anderen« Video, dem statischeren, in dem Weiten vorkommen und sensible Wesen, Feen mit Halluzinationen und Visionen, die sich in Blubbermustern, in Zeitlupe darbieten. Auch die Flucht in das Imaginäre, Weite, Schöne etc. endet letztlich im Videoclip...

Erinnerungen und dann die Rückblende – der Fernseher oder das Radio oder auch das Videogerät selbst werden heute in Videoclips ständig benutzt, als Fragnente von Erzählstruktur, als die notwendigen Hinweise für das »Heute findet mein Song in dem und dem Kontext statt«. Musik und Fernseherfahrung sowie die Erfahrung von Klischees, die in diesen Erfahrungen stecken, werden vorausgesetzt. Unzählige Rahmenhandlungen, Tricks, Effekte zieren die tolle Absurdität, die sich selbst zu übertreffen sucht. Die Absurdität liegt in der einzigen, tautologischen und daher einer Climax gar nicht mehr bedürfenden Aussage, die ein Video in Wahrheit imstande ist, zu machen, welche ist: ICH BIN EIN VIDEOCLIP!, eine Aussage, die nachdrücklich und enthemmt permanent wiederholt wird. Am enthemmten Willen, diese Aussage zu machen, an der Tatsache, daß Videoclips vor dem Häßlichsten und Gröbsten nicht zurückschrecken, sei es vor plumpen Kopien und Eisenstein-Montagen oder *Metropolis-Kulissen,* lebenden Bildern, nachgestellten Gemälden der bildenden Kunst, Designerkleider-Modeshows, das Graben in den B-Movie-Äckern von Roger Corman, erkennt man die Vergeblichkeit und Beliebigkeit allen zitierten Kulturmülls, der sich vor der Tautologie verbeugt, verbeugen muß.

Der Film, der seine eigene Absurdität eingesteht und alles schon durchgespielt hat und somit als der rechtmäßige umfassende Vorläufer aller Videoclips zu gelten hat, ist Frank Zappas 200 *Motels* (1970). Hat man diesen Film (wieder) gesehen, ist alles anders: Alles war schon da in dieser »experimentellen Oper«: Überblendungen, Farbverfremdungen, Comic-Einlagen, Dada, LSD-Muster, Spiegelungen, kolorierte Fotos, Masken (z.B. die Verkleidung als Frösche, die später von den Residents aufgegriffen wurde), amerikanisches Fernsehshow-Elend, Spike-Jones-Einflüsse, Parodien auf Musik/Musiker, Zeitraffer und -lupen, der Star als Doppelgänger eines anderen Stars (Ringo Starr als Frank Zappa), Diskontinuitäten in der Erzählung, Splitter von Live-Auftritten als Parodie der Diskontinuität der »Musikdokumentation«. Alles in allem eine pralle, klare, detaillierte (prophetische) Inhaltsangabe des sogenannten Videoclip-Zeitalters...

Prince ist Zuspitzung des »Videostars«, der sich seit 1982 ankündigt, der die Künstlichkeiten und Tautologien von Pop in einem guten Sinne, gegen alle Lügen der Tiefe bejaht. Und er ist Godard-Fan.

Diese Art Musiker bzw. diese Art des Musikgeschäfts will ALLES: Erfolg, Schönheit, Geld. Videoclips können ein entscheidendes unterstützendes Mittel auf diesem Wege zum Ruhm sein (Heaven 17, Duran Duran, Madonna, Prince, ABC), besonders da und zu solchen Zeiten, wo nicht auf »Street-Credibility« herumgeritten wurde wie Anfang der 80er Jahre. Aber auch ein »Street-Credibility«-Star wie Bruce Springsteen spielte im Video auf eine komische fiese Art – selbst Elton John verkörpert sein eigenes Klischee. Sie tanzen herum, sie verkleiden sich, sie sind in Verzweiflung, im Rutschen, Fallen, singen, tragen Masken, sind Jekyll/Hyde, die Schöne und das Biest, sie sind überladen von grafischen Effekten, Comics tanzen durchs Bild und den Song. Verstorbene Stars treten als Knetmassefiguren auf (Jackie Wilson). Sie erleben komische kleine Geschichten, als Detektive, Monster, 80 Prozent als Liebhaber, sie erleben und illustrieren in verdeckter Form – und manchmal in offener (wie bei Frankie goes to Hollywood) – Sex und Gewalt, auf Straßen, in FantasyWelten, oder sie liegen irgendwo herum, und den krudesten »Assoziationen« (wie bei Tears For Fears oder The Cure oder Siouxies And The Banshees zum Beispiel) wird freien Lauf gelassen.

Videoclips sind eine Ungeheuerlichkeit, eine Monstrosität, ein gigantischer, brodelnder, siedender, ständig neue Blasen werfender Müllhaufen von Kulturgeschichte. Ihre Grammatik entspricht den Gesichtszügen klassischer Zombies. Die meisten Videoclips sind schnell, manchmal so schnell, wie es die Avantgarde-Flacker-Schnee-Abstrakt-Filme waren. Nur sind sie im Unterschied dazu angefüllt mit spritzenden Müllblasen. Die Kontraktionen, in denen dieser Müll sich windet, gebären eine den eigentlichen »Underground«-Flackerfilmen nicht unähnliche Monotonie – der Struktur nach. Aber hier handelt es sich um eine unfreiwillige, eine Second-Third-Fourth-Fifth-Order-Monotonie.

Es hat im Film auch schon die Bearbeitung des Themas Pop als Monstrosität gegeben: Was wäre, wenn die Pop-Kultur samt aller angeschlossenen Industrien in die »falschen« Hände geriete, in die Hände des faschistischen Regimes, das das ganze Instrumentarium zur Gehirnwäsche und Propaganda benutzte, wie in dem englischen Popfilm *Privilege* in dem der Sänger Paul Jones (damals Sänger bei Manfred Mann) mit von Handschellen blutig geriebenen Gelenken auf einer Bühne *Set Me Free, Oh Lord* singen muß*,* damit alle Gedanken, die ein junges Publikum haben könnte, in einem alles aufsaugenden und vernichteten Herzschmerzgefühl für diesen Jungen aufgehen und sie biegsam seien wie a..., so daß die Idee der Rebellion ein für allemal erledigt ist...

Wenigen ist es wirklich gelungen, den Spielfilm als Narativ auf Videolänge zusammenschnurren zu lassen. Das Neueste aber ist, einen Spielfilm selbst zu drehen und die Schlüsselszenen als Videos zu verwenden, wie bei Prince gesehen. Damit beißt sich die Geschichte des Videos als aus dem Spielfilm herausgefallene Einlage in den Schwanz. Wie ja auch

inzwischen der Spielfilm die Form der Video-folgt-auf-Video-Show ohne Climax/ Anticlimax aufgegessen hat. In diesen Filmen, die wie überlange Videos (von *Streets Of Fire* bis *Absolute Beginners)* wirken, ist auch die Uridee von Pop, kombiniert mit Bildern, in ihr Gegenteil umgeschlagen. War die Verbindung von Pop mit Bildern in den 60ern ein Versuch, die Zeitlichkeit des Popsongs durch Modeaccessoires, Gesten, Kleidung etc. noch zu steigern, so reden diese überlangen Videos, die wie Spielfilme wirken, sofern sie aus Amerika kommen, einer universalen, geschichtslosen Teenwelt das Wort, in der Popper, Billys, Rocker, Punks und anderes schrilles Getier friedlich eine Sparkassenreklame bevölkern...

Video fraß als ewig fressender Pop den Film (ihn als Zitierfundgrube betrachtend und seine Errungenschaften überlegen zu geschichtlichen Klischees degradierend), nun frißt Film Pop in Gestalt langer Videos, um Pop den Garaus zu machen und die Vision einer zeitlos behämmerten Teen-Dämlichkeit zu installieren.

Die Geschichte des Films endet natürlich nicht im Film als einem einzigen, langen Videoclip, weil es selbst die in sich befriedigendste, pulsierende Monotonie in ihrer eigenen neurotischen Genügsamkeit dann nicht mehr aushält und einen Widerstand provoziert – oder im besten Falle anfängt zu sprechen und ihre eigene Sprache zu zerlegen.

Wie lange kann der Mensch ohne Climax/Anticlimax leben? Wie lange braucht er eine Tautologie? Wie lange muß man ihm erzählen, daß alle großen und kleinen Dinge der Kultur nur bedeuten: Ich bin ein Clip. Ich illustriere eine Single. Kaufe mich!

Wie tot muß »Bedeutung« sein, bevor man wieder von etwas anderem zu sprechen beginnen kann?

Möglicherweise nicht mehr lange. Die Einnahmen des US-Video-Kanals MTV gehen zurück, »Sky-Channel« und »Music-Box« kürzen ihre Videoprogramme und Plattenfirmen ihre Aufwendungen für Clips. Die Besitzer der Produktionsmittel setzen jetzt auf das teurere, zähe, fiese, neo-alte und ewig haltbare Kulturgut Compact-Disc, das höhere Profite garantiert, als das schnellebige Popgeschäft sonst zuläßt. Ist der Spuk vorbei? Und war es nicht schön?

Dieser Beitrag ist gekürzt. Er erscheint vollständig in dem von Veruschka Bódy und Peter Weibel herausgegebenen Band »Clip, Klapp, Bum. Von der visuellen Musik zum Musikvideo.« Du Mont Buchverlag, 352 Seiten, DM 19.80

Konkret 11/87, S. 86

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Der Historiker Ernst Nolte ist kein gewöhnlicher Nazi, sondern ein feiner Herr, den es außerordentlich betrübt, immer so schrecklich mißverstanden zu werden. Zum Beispiel wenn er sagt, es müsse doch darüber diskutiert werden dürfen, ob es – entgegen anderslautenden Gerüchten – nicht doch die Juden waren, die den Führer vergast haben. Denn, also, ehem, sehnsemal:

Wenn man die Weizmann-Äußerung als eine Kriegserklärung betrachtet..., ließe sich daraus nur eine Internierung ableiten und gerade nicht dasjenige, was tatsächlich geschehen ist.

Dasjenige, was tatsächlich geschehen ist, war also gar nicht eine Internierung, die sich aus einer Äußerung hätte ableiten lassen? Aber was war denn dasjenige, was tatsächlich geschehen ist, Herr Professor? Nunja, ehem, eben

alles dasjenige, was geschehen ist.

Tatsächlich ein feiner Nazi, der Herr.

Lange genug hat er sich ja Zeit gelassen, aber schließlich gab er sich doch einen Ruck:

Ich bin ein ganz normaler Journalist. Mein Ehrgeiz war eigentlich immer, den Aufmacher zu liefern. Erst mal habe ich Spaß am Recherchieren. Ich bin neugierig, vor allem auf politischem Sektor, und ich möchte etwas bewegen. Ich sehe mich absolut im Hintergrund.

In einem Gespräch mit dem »Spiegel« hat er's gestanden, er, der den Aufmacher zwar geliefert, aber nicht geschrieben hat: Reiner Pfeiffer.

Der Untergang Trojas, die Götterdämmerung – zu Operettenlibretti verblassen sie vor Theos Klage an Uwes Grab:

Der Ruin eines Lebensschicksals erschüttert die Zeitgenossen – desto mehr, je höher der vorangegangene Aufstieg, je tiefer der nachfolgende Fall. Vollends, wo dieses Schicksal über den Bezirk des Privaten herausragt, geht von seinem Ende bewegende Wirkung aus. Zuweilen bringt der polternde Sturz eines Hochmögenden die Fundamente ins Beben, auf denen das Gemeinwesen gründet. Der Niedergang und Tod des Uwe Barschel gehören in diese Kategorie.

Hier vollendete sich eine persönliche Tragödie, wie sie die Bundesrepublik in den fast vier Jahrzehnten ihres Bestehens noch nicht erlebt hat. Ein Günstling der Götter, der jung in höchste Würden hineinwächst, gerät mit einem Male unter einen düsteren Schatten. Er überlebt als einziger ein schweres Flugzeugunglück, stürzt sich, kaum genesen, in einen brutalen Wahlkampf, bei dem es um sein Überleben im Amt geht – da verschlingt ihn binnen zweier Wochen der Strudel des Pfeiffer-Skandals. Er verliert erst Amt. dann Würde. Wenige später ereilt ihn in Genf der Tod Ob es die moira der Griechen war, die da waltete, unausweichliche Verstrickung also, oder der Fluch der eigenen bösen Tat, die sich gegen ihn kehrte – wir werden es womöglich nie erfahren.

Vor die Gunst aber setzten den Schweiß die unsterblichen Götter Stoltenberg und Schwarzkopf, und kaum der Charybdis Cessna entkommen, geriet er in die Skylla Pfeiffer. Moira ante Förde, Ödipus! Wenn Theo sein Graecum auspackt, kann Sophokles wirklich einpacken, der zwar gemeint hat, vieles ist ungeheuer, nichts ungeheurer als der Mensch, aber einen so ungeheuren Abiturienten sich nicht hätte vorstellen können. Vollends, wo dieser über den Bezirk des Privaten hinausragt und hinausfragt:

Warum ist der CDU-Finanzminister Asmussen, der Uwe Barschels Ehrenwort ins Zwielicht stellte, erst jetzt damit herausgerückt.. . ? Stand er dermaßen unter der Fuchtel des Kabinettschefs... Oder wollte er Barschel bewußt ins Messer laufen laufen? Wie kommt die Union, unverfroren den Spieß umdrehend, eigentlich dazu,

den Dolch mit dem Bade auszuschütten? Genügt es nicht, das Grab Barschels mit Sententenzen über das Messer als umgedrehten Spieß im Zwielicht der Fuchtel zu bekränzen? Keineswegs:

Es genügt nicht, das Grab Barschels zu bekränzen, aber das Giftkraut der in seinem Umkreis eingerissenen Mafia-Methoden unbekümmert wuchern zu lassen.

Das Giftkraut der eingerissenen Methoden ist bestimmt noch keinem eingefallen, aber Theo legt sich die Latte noch ein Loch höher:

Er hat Giftschlamm aufgewühlt, der unserer Demokratie den Atem abzuwürgen droht; das schafft Luft.

Der aufgewühlte Giftschlamm nämlich. Ich komm' beim nächsten Smog-Alarm um eine Packung vorbei.

Die deutsche Seele des Dr. med. Dieter Reimold aus Asperg schafft sich in einem Leserbrief an die »FAZ« Luft:

»Sie behandeln ihre Freunde wie Feinde und ihre Feinde wie Freunde«, hieß es einmal von der Politik der Demokraten der Vereinigten Staaten. Von Teilen unserer Regierung kann man heute dasselbe sagen. Potentiell deutschfreundliche Länder wie Südafrika und Chile, in denen viele Deutschstämmige leben, werden systematisch schlechtgemacht.

Daß Deutschstämmige nichts besseres zu tun haben, als potentiell deutschfreundlich zu sein, überrascht nicht so sehr. Schwerer ist schon zu verstehen, was die potentiell Deutschfreundlichen bewegen könnte, potente Deutschfreundliche zu werden. Müßten dazu die potentiell Stämmigen an die Macht? Davon gibt's ja, gerade unter Medizinern, jede Mengele.

In Marburg haben sie einen kommunistischen Briefträger entlassen, in Würzburg amtiert der Völkerrechtler Dieter Blumenwitz:

Diktator hin oder her – Pinochet unterliegt der Gewaltenteilung, und da funktioniert die Judikative am besten.

Und zwar sowohl manuell als auch elektrisch.

Was Diversifikation ist, erklärt uns der Wirtschaftsteil der »FAZ«:

Britisch-italienische Condom-Gruppe...

London International PLC produziert außerdem Gummihandschuhe, Thermometer, Körper und Baby-Pflegemittel. Die italienische Hatu-ICO Spa. gibt ihren Umsatz mit 52 Millionen Pfund an. Der Umsatz in Condomen allein betrug im letzten Jahr 1I Millionen Pfund, hat sich aber infolge der Aids-Panik seitdem wesentlich erhöht. Zum Angebot gehören auch Deodorants, Körperpflege- und Sonnenschutzmittel, medizinische Erzeugnisse und Babyartikel, darunter auch Spielzeug.

Jetzt gründen sie das Hatu-London Condominium und verdienen doppelt: Erst an Thermometern, dann an Deodorants.

Im Metropolenmagazin Hibdebach reimt ein Redakteur Patt auf Watt und macht Honneurs:

Ein Kompliment an die bundesdeutsche Demokratie. Sie hat Kraft zur Selbstreinigung bewiesen und die Macht der unabhängigen Presse.

Wer wen? Die Demokratie hat die Macht der Presse bewiesen? Ach, laß den jungen Mann, er wollte doch nur ein paar Blümchen abgeben. Also gut: Hier haben Se zwei Mark und wir lassen schön danken. Es war' aber nicht nötig gewesen.

Neidhammel, der ich bin, genieße ich in vollen Zügen, daß der Springer-Verlag, der gewiß die eine oder andere Mark überm Tarifsatz für den Chef eines Kulturressorts auswirft, dafür immer nur und immer wieder Ware geliefert kriegt, die andere zum Einheitslohn einkaufen:

Die Mitte – das waren die Feigen und Unentschlossenen, die parlamentarischen Trittbrettfahrer, denen die Demokratie im Grunde Jacke wie Hose war, weil sie sich lediglich nach der Decke streckten, die ihnen geboten wurde.

Den Autor, Günter Zehm, hat mir einer auf der Buchmesse gezeigt. Ich muß zugeben, daß er wie ein Trittbrettfahrer aussah, dem man die Decke geboten hatte, damit er sich nach ihr strecke, und das Sakko, das er trug, war tatsächlich Jacke wie Hose – eine rare Symbiose von Form und Inhalt, jedes Ortszuschlages zum Gehalt eines Redakteurs in leitender Position bei einer Tageszeitung mit einer Auflage von mehr als 50.000 Exemplaren wert.